Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Oberndorf.

Zweiter Theil.

Oberndorf.

Roman

von

Robert Prutz.

Intermissa diu rursus....

In drei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1862.

Inhalt.

Drittes Buch.

Eine vornehme Familie.

Viertes Buch.

Ein alter Bekannter.

Drittes Buch.

Eine vornehme Familie.

Erstes Kapitel.

Das Schloß.

Indem man sich auf der Eisenbahn demjenigen Punkte nähert, wo dieselbe das Gebirge, das hier in mannichfachen Windungen die Grenze zweier Fürstenthümer bildet, fast berührt, leuchtet einem in der Entfernung einiger Stunden vom Abhang eines der zahlreichen dichtbewaldeten Hügel, aus denen das Gebirge sich allmählich emporgipfelt, ein stattliches Schloß entgegen. Von vier mächtigen Thürmen eingefaßt, mit Giebeln und Erkern reichlich versehen, beherrscht dasselbe die Gegend weit und breit; die röthlich schimmernden Mauern bilden einen angenehmen Gegensatz zu der grünen Einfassung der dichten Baumwipfel, aus denen sie sich erheben.

Die Lage des Schlosses ist so anmuthig, der Anblick in der übrigens einförmigen und reizlosen Gegend so überraschend, daß nicht leicht ein Fremder des Weges passirt, ohne sich nach dem Namen desselben zu erkundigen. Sein Wagennachbar sagt ihm dann wol, daß es das Schloß Oberndorf, der Stammsitz einer der ältesten

und reichsten Familien des Landes — und damit bricht er in der Regel kurz ab. Allein durch den eigenthümlichen Ton, mit dem er es sagt, und das bedeutungsvolle Schweigen, in das er gleich darauf versinkt, gibt er nur allzu deutlich zu verstehen, daß, wenn er nur sonst Lust hätte, oder wenn Zeit und Ort dazu geeignet wären, sich über das Schloß und seine Bewohner wol noch manches sagen ließe.

Verlassen wir denn, um unsere Neugier zu befriedigen, am nächsten Anhaltspunkt den Wagen und wandern wir auf dem schlecht gehaltenen Feldweg, der sich mühsam die Anhöhe hinaufwindet, dem Schloß entgegen.

Freilich, wie wir demselben näher kommen, schwindet der prächtige Anblick, den es von weitem darbot, ziemlich zusammen. Denn wir gewahren jetzt, daß es nur zur Hälfte ausgebaut ist, eine Art moderner Ruine. Die große Säulenhalle, die das Portal schmückt, ist unvollendet geblieben; nur einzelne Pfeiler ragen kahl und nackt in die Luft, während die mächtigen Werkstücke, aus denen die übrigen zusammengefügt werden sollten, regellos am Boden zerstreut liegen. Auch Steine und Balken liegen hier und da zusammengehäuft, zum Theil verwittert, von Gras und Unkraut überwachsen; es ist, als ob die Bauleute mitten im Bau von einem plötzlichen Unwetter überrascht und verjagt worden wären und sie hätten das Wiederkommen vergessen. — Das Gebäude ist, wie sich bei dieser Beschaffenheit desselben von selbst versteht, unbewohnt; nur an einigen Fenstern des westlichen Eckthurms entdeckt man Spuren, welche vermuthen lassen, daß hier Menschen hausen.

Aber so melancholisch der Anblick des wüsten Schlosses in der Nähe, so anmuthig ist die Umgebung, in der wir uns übrigens befinden. Der schlechte holperige Feldweg hat sich, seit wir die Grenzen der Herrschaft überschritten, in eine wohlgepflegte Chaussee verwandelt; von schattigen Obstbäumen eingefaßt, zieht dieselbe sich in malerischen Windungen zwischen üppigen Wiesengründen und wohlbestellten Kornfeldern dahin. Auf der Höhe angelangt, auf welcher das halbfertige Schloß steht, erblicken wir ein stattliches Dorf, das sich an die entgegengesetzte Seite des Hügels anlehnt und das, zum Schloß gehörig, mit ihm denselben Namen führt. Das ganze Dorf ist sichtlich nach einem übereinstimmenden Plane angelegt. Die Häuser sind klein, aber von höchster Sauberkeit; die rothen Dächer, die frischgetünchten Schornsteine, der hohe spitze Kirchthurm leuchten hell aus den dunkeln Baumgruppen hervor. Auch die dazugehörigen Felder sind regelmäßig eingetheilt wie auf einem Schachtbret; alles athmet den Geist strengster Ordnung und Pünktlichkeit.

Zunächst an das Schloß, nur durch einen großen grünen Rasenplatz von ihm geschieden, grenzt ein weitläufiger Park. Derselbe enthält nichts von den Spielereien, mit denen der Luxus der Besitzer und der barocke Geschmack der Gartenkünstler dergleichen Anlagen wol ehedem zu verunstalten pflegten; da sind keine künstlichen Felsen, keine Schweizerhäuschen, keine romantischen Burgverließe. Wol aber findet der Besucher hier Bäume von einem Alter und einer Schönheit, wie man sie sonst in dieser Gegend nur noch selten antrifft; sein Fuß betritt

den weichsten Rasen von entzückender Frische, und wo die dichten Baumgruppen auseinander treten, da öffnen sich dem überraschten Blick zahlreiche Fernsichten auf das Gebirge, so malerisch und dabei so voller Abwechselung, daß ein Landschaftsmaler hier die ergiebigsten Studien machen könnte.

Der schönste Schmuck des Gartens aber ist eine prächtige Lindenallee, die denselben fast in der Mitte durchschneidet. Die Bäume stehen hier so dicht, die Zweige sind so eng verwachsen, daß man mitten am Tage in der lieblichsten Dämmerung wandelt; das Auge verliert sich in den grünen Wölbungen, die kein neugieriger Sonnenstrahl zu durchdringen vermag.

Nur einige hundert Schritte vom Eingang öffnet die Allee sich und gestattet den Durchblick auf ein schlichtes einstöckiges Gebäude, das, von zierlichen Gartenanlagen umgeben, dem Besitzer der Herrschaft zur Wohnung dient. Das Gebäude ist weitläufig, aber unregelmäßig und altmodisch und ohne allen architektonischen Schmuck; es macht mehr den Eindruck einer geräumigen Pachterwohnung als eines herrschaftlichen Schlosses, und jedenfalls müssen es wunderliche Leute sein, die mit einer so bescheidenen Wohnung fürlieb nehmen, während wenige hundert Schritte davon ein Palast zu ihrer Verfügung steht, dessen sich kein Fürst zu schämen brauchte und der nur der letzten nachbessernden Hand bedarf, um einen ebenso prächtigen wie bequemen Wohnsitz, vollkommen angemessen dem Reichthum und dem hohen Rang seiner Besitzer, darzubieten.

Doch das gehört nun einmal zu den Eigenheiten des gegenwärtigen Grafen Oberndorf; wir werden deren bald noch mehrere kennen lernen ...

Für jetzt jedoch, nachdem wir noch einen flüchtigen Blick auf die stattlichen Wirthschaftsgebäude geworfen, die sich an das Wohngebäude anlehnen und die ebenfalls sowol durch ihren Umfang wie durch ihre Sauberkeit die Wohlhabenheit und die ökonomische Sorgfalt ihres Besitzers verkünden, kehren wir in den Lindengang zurück. Es ist in den Nachmittagsstunden eines sonnigen Julitags. Aber unter den Wölbungen des grünen Laubdachs ist es kühl und schattig wie in einer Kirche; kein angenehmerer Aufenthalt läßt sich denken, um den Beschwerden eines heißen Sommertags zu entgehen und dabei doch alle Reize der freien Natur zu genießen. Einzelne goldene Lichter spielen auf dem dunkeln Laub oder hüpfen, so oft ein laues Lüftchen die Zweige bewegt, wie tändelnd über den schattigen Weg; aus dem Dorfe herauf tönt die Vesperglocke, welche die Arbeiter auf dem Felde einladet, einen Augenblick innezuhalten in ihrem mühsamen Tagewerk. Es ist ein Aufenthalt, ganz gemacht zu sanftem Hinträumen und seligem Vergessen; die Welt mit ihrem Lärmen und Treiben rührt nicht an diese grünen Schatten; ja, wo ein Herz verwundet ist von dem harten Druck des Lebens, da flüchte es sich in diese dämmernde Einsamkeit und lasse sich Trost und Frieden zuwehen von den säuselnden Zweigen ....

Zweites Kapitel.

Unter den Bäumen.

Von solchen romantischen Gedanken indeß war das Paar, das soeben im Schatten dieser Bäume lustwandelte, offenbar weit entfernt. Es waren ein Herr und eine Dame, beides seltsame Gestalten, die nach ihrem ganzen Aussehen besser zwischen die geschorenen Hecken eines französischen Lustgartens gepaßt hätten als in diese phantastische Dämmerung.

Die Dame stand in jenen sogenannten besten Jahren, in denen das schöne Geschlecht anfängt den Kalender für ein sehr abgeschmacktes Buch zu halten. Man brauchte eben kein tiefer Menschenkenner zu sein, um ihr auf den ersten Blick die alte Jungfer anzusehen, und noch deutlicher ließ dieselbe sich heraushören aus der scharfen kreischenden Stimme, mit der sie sprach und die sie vergebens von Zeit zu Zeit zu einem angenehmen Flüstern herabzudämpfen suchte. — Die Dame war von unansehnlichem Wuchs, klein und hager; aus den scharfgeschnittenen Zügen leuchteten zwei dunkele lebhafte Augen, die unstet

hin und her eilten und denen der fromme Auf- und Niederschlag, den die Dame ihnen zu geben versuchte, so oft sie sich bemerkt glaubte, ebenso wenig gelingen wollte als der Stimme das zärtliche Säuseln und Flüstern. Die Garderobe der Dame schien ersetzen zu sollen, was ihr an natürlichen Reizen abging; sie zeigte die grellsten Farben dicht nebeneinander und war mit mehr Luxus als Geschmack gewählt. Die Dame trug einen großen grünen Fächer in der Hand — ein sehr überflüssiges Instrument bei der tiefen Dämmerung und der wohlthätigen Kühle, die in dem Baumgang herrschte, für die Besitzerin aber, wie es schien, unentbehrlich, indem sie dasselbe benutzte, es eifrig in der Luft hin und her schwingend, ihren Worten damit Kraft und Nachdruck zu geben.

Und doch hätte es dieser Anstrengung kaum bedurft, da ihr Begleiter offenbar ganz Ohr war und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gleichsam an ihren Lippen hing. Wie in der Dame die alte Jungfer, so war in ihrem Begleiter der Landprediger nicht zu verkennen. Es war ebenfalls eine kleine Gestalt, aber von jener behaglichen Fülle, wie sie sich bei Männern eines gewissen Alters zu entwickeln pflegt, besonders wenn ihnen die Tage leicht und ohne große geistige oder körperliche Anstrengung dahinfließen.

Und daß dies hier der Fall, das war jedem Zuge des glatten wohlgenährten Antlitzes aufgeprägt. Die Haare, leicht mit Grau untermischt, waren sorgsam gescheitelt und hingen in langen glatten Locken auf den altmodischen Rockkragen herab; das feiste, ewig schmunzelnde Kinn

ruhte auf einer Halsbinde von blendender Weiße. Der Mann hielt den Kopf seitwärts geneigt, um ja kein Wort von den Lippen seiner Nachbarin zu verlieren; wie er so mit möglichst zierlichen Schritten dahintänzelte, den Hut unter dem Arm, im langschößigen schwarzen Frack, glich er aufs Haar einem jener Abbé's, dergleichen vornehme Herrschaften sich ehemals als Hausgeistliche hielten, nur daß es ihm an Geschmack und Feinheit der Manieren fehlte, ein Mangel, den er vergebens durch eine übertriebene Beweglichkeit zu verdecken suchte.

Der Gegenstand, der zwischen dem Paare verhandelt ward, schien dasselbe aufs lebhafteste zu interessiren; immer eifriger, je länger sie sprach, schwang die Dame den großen grünen Fächer, während ihr Begleiter nicht nur mit größter Aufmerksamkeit zuhörte, sondern auch von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick rückwärts warf, ob auch niemand ihr Gespräch belausche. Aber alles war öde und still, und das seltsame Paar konnte sich ungehindert dem Austausch seiner Meinungen überlassen.

Die Dame schien eben im Begriff, eine längere Schlußfolgerung zu Ende zu führen; dieselbe mußte ungemein überzeugend sein, da ihre Stimme sich dabei mit verdoppeltem Nachdruck erhob.

„Und so“, sagte sie, „kann ich in dem Ganzen, so ungewöhnlich, fast abenteuerlich es anfing, doch wiederum nur eine jener Fügungen erblicken, an denen der Himmel es den Seinen, die ihm vertrauen und alle ihre Sorge auf ihn legen, niemals fehlen läßt. Ach, es ist nicht immer leicht, das vorwitzig spähende Auge des Verstandes

zu schließen und sich blindlings, in kindlicher Einfalt, der höhern Leitung zu überlassen! Sie wissen, mein theuerer geistlicher Freund, wie das widerstrebende Herz gerungen und welche Kämpfe es mich — ja was rede ich von mir allein? welche Kämpfe es uns beide gekostet hat, bevor wir darauf verzichtet, unserm Glück, oder vielmehr was wir in unserer irdischen Befangenheit für unser Glück hielten, auf eigenem Wege nachzugehen …"

„Ich weiß, ich weiß", unterbrach sie ihr Begleiter mit zärtlich salbungsvoller Stimme, „und werde es nicht vergessen, solange diese Augen offen stehen. Aber ich weiß auch, daß der Herr Großes an uns gethan hat, und hat Frieden gegossen in die Herzen, die verzweifelten —"

„Ja wohl, Frieden", wiederholte die Dame, „und nichts, was das Leben nun auch noch bringen mag, wird im Stande sein, uns denselben zu stören. Es ist nicht wahr, was die Weltkinder sagen, der Mensch sei zum Glück geboren, im Gegentheil, das größte Glück, das uns auf Erden zu Theil werden kann, ist ein tiefer, ein unvergänglicher Schmerz, ein Schmerz, in dessen heiligen Flammen die Seele sich läutert und sich zum Ewigen vorbereitet …"

Der Freund nickte nachdenklich mit dem Kopfe; dann rasch umherspähend, ob sie auch niemand belauschen könne, drückte er die Hand der Dame, die es schweigend duldete, an die Lippen. Gleich darauf, mit demüthig schmeichlerischer Stimme, der aber doch etwas von dem überlegenen Tone des geistlichen Freundes und Rathgebers beigemischt war, hub er von neuen an:

„Aber meine Freundin sieht an ihrem und meinem

Beispiel, wie schwach die Creatur und wie leicht, mitten in unsern erhabensten und heiligsten Augenblicken, die Welt mit ihrer schnöden Lust und ihren noch schnödern Sorgen uns überrascht. Verlassen wir diesen Gegenstand, gnädigste Comtesse, ich fühle mich zu schwach, den Empfindungen, die er in mir aufweckt, zu widerstehen —“

Die Comtesse warf ihm, über den grünen Fächer hinweg, einen halb fragenden, halb triumphirenden Seitenblick zu; dann fuhr sie ebenfalls fort:

„Sie haben recht, theuerer Freund, und mit Beschämung erkenne ich, daß der Frieden dieses Herzens noch immer nicht so fest ist, wie ich glaubte. Aber daß uns der Faden unsers Gesprächs nicht ganz abhanden kommt: — je länger ich darüber nachdenke, wollte ich sagen, desto mehr überzeuge ich mich, daß es eine offenbare Fügung Gottes ist, die uns diesen jungen Mann in das Haus geführt. Es ist wirklich, als ob mit ihm ein neuer friedlicher Geist bei uns eingezogen wäre. Hubert hat sich rascher an ihn gewöhnt, als man voraussetzen konnte, und auch mein theuerer Vetter, der Graf, scheint die Gesellschaft des jungen Mannes nicht ungern zu sehen; er kommt mir heiterer vor als seit Jahren, und auch die Ausbrüche seiner Heftigkeit, jener unglückseligen Heftigkeit, die ihm und uns allen schon so vielen Kummer gemacht hat, haben sich seitdem verringert. Ja ich selbst kann nicht leugnen, daß ich diesem neuen Hausgenossen manche angenehme Viertelstunde verdanke; er ist ein harmloses, schuldloses Gemüth, leicht beweglich, voll kindischer Ge=

danken, wie auch wir einst gewesen, bevor die Sonne der Gnade in uns aufgegangen und die Nebel der Weltlust niedergekämpft. Meinen Sie nicht, daß sie auch unserm jungen Freunde aufgehen wird? Seine Seele schwankt noch hin und her, aber ich hoffe, wenn nur erst einmal ein großer Schmerz in sein Leben tritt ..."

Drittes Kapitel.

Familienmysterien.

Es war sicherlich nicht ohne Absicht, daß der Prediger die Frage seiner Freundin überhörte; ein spöttisches Lächeln, so verstohlen und so flüchtig, daß seine Begleiterin nichts davon gewahr ward, spielte um seinen Mund, um gleich darauf wieder jener süßlichen Freundlichkeit Platz zu machen, die für gewöhnlich auf seinem breiten Antlitz lagerte.

„Vergessen wir", fiel er der Dame ins Wort, „Comtesse Franziska nicht! Ich bescheide mich zwar gern, ein Fremdling zu sein in dieser Sphäre der höhern Gesellschaft, in die ich hier durch die gütige Nachsicht meiner Gönner so unverdient Zutritt erhalten habe, und am wenigsten verstehe ich mich auf die Gedanken und Empfindungen einer so weltlich gesinnten Seele, wie Gräfin Franziska, allen Warnungen und Rathschlägen ihrer mütterlichen Freundin und gnädigen Tante zum Trotz, noch immer ist. Aber gleichwol und so weit ich auch davon entfernt bin, mit meiner Aeußerung irgendetwas anderes

sagen oder andeuten zu wollen, als der einfachste Wortverstand mit sich bringt, so scheint es mir doch, als ob auch Gräfin Franziska ihre Stimmung seitdem merklich verbessert habe. Die Gespräche, die man führt, die Bücher, die man sich vorlesen läßt — —"

Die Gräfin sah ihn verwundert an. „Aber mein Himmel", sagte sie, „das alles ist ja eben der Zweck, wozu der junge Mann ins Haus genommen ward; wenn er Bücher vorliest und ästhetische Gespräche darüber führt, ist das nicht genau das, wozu man sich überhaupt einen Vorleser hält? Und waren Sie nicht selbst der erste, der uns rieth, durch Aufnahme eines jungen gebildeten Mannes in unser Haus einige Abwechselung in die traurige Einsamkeit zu bringen, die für gewöhnlich in demselben herrscht und unter der das arme junge Kind, dessen Herz noch so ganz an der Welt hängt, natürlich am meisten leidet? Ich freilich", setzte sie mit Nachdruck hinzu, „hätte dieser Gesellschaft nicht bedurft —"

„Die gnädige Comtesse", erwiderte der Geistliche mit einer tiefen Verneigung, „haben recht wie immer; allerdings war ich es, von dem dieser Vorschlag ausging, da ja leider meine amtlichen Verpflichtungen und andere Umstände, welche die gnädige Comtesse selbst am besten kennen, mir nicht mehr gestatten, mich dem Dienst des hochgräflichen Hauses so ausschließlich zu widmen, als es bis dahin geschehen. Doch erlaube ich mir die gnädige Comtesse daran zu erinnern, daß es hauptsächlich, ja ausschließlich Graf Hubert war, in dessen Interesse ich diesen Vorschlag machte. Die Aerzte, wie Sie wissen, haben es für wünschenswerth erachtet, den theuern Patienten, an

dessen Wiederherstellung sie seit so vielen Jahren nicht mehr zu denken wagen, in ein warmes Klima überzusiedeln, wenn nicht für immer, doch wenigstens für längere Zeit. Und auch übrigens, wenn alles so zutrifft, wie meine gnädige Gönnerin selbst es beabsichtigt und wünscht, dürfte es sich als unvermeidlich herausstellen, Graf Hubert einstweilen von hier zu entfernen. So vieles mir auch in der Geschichte des Unglücklichen noch in Dunkelheit gehüllt ist und so wenig es mir in den Sinn kommt, mich in die Geheimnisse eines hochgräflichen Hauses eindrängen zu wollen, so glaube ich doch keinen Widerspruch befürchten zu müssen, wenn ich behaupte, daß die Nähe eines derartigen Kranken für das junge Paar, das wir bald in diesen Mauern zu begrüßen hoffen und das die bis dahin so schweigsamen dann hoffentlich mit edler Freude und Heiterkeit erfüllen wird, eine sehr peinliche, um nicht zu sagen unerträgliche Zugabe sein würde. Der gnädigen Gräfin ist das Vertrauen nicht unbekannt, dessen Baron Albert, mein ehemaliger Zögling, mich würdigt; ich glaube genau zu wissen, daß Baron Albert sich niemals entschließen wird, auf die Dauer unter demselben Dache zu wohnen, das den Grafen Hubert beherbergt. Man kann das vielleicht tadeln und es Härte gegen das Unglück nennen; allein wenn wir erwägen — woraus ich ja gegen meine edle Freundin am wenigsten ein Geheimniß zu machen brauche — nämlich daß Baron Albert überhaupt noch sehr fern ist von dem Wege christlicher Erleuchtung und Wiedergeburt, und wenn wir uns ferner erinnern, daß dieses Unglück selbst, so schwer es ist, doch gewiß kein ganz unverschuldetes . . ."

„Weiter, weiter", sagte die Dame ungeduldig, indem sie den Fächer hastig auf- und zuklappte, „halten Sie sich nicht mit Dingen auf, die ich errathe, auch ohne daß Sie dieselben aussprechen. Den Vetter Hubert hat Gott gezüchtigt, ich gebe ihn Ihnen preis, Ihnen und jedem, der den Stab über ihn bricht; er ist kein Oberndorf gewesen, er hat es nicht verstanden, einen großen Schmerz würdig zu tragen . . ."

Diese Worte, so mysteriös sie klangen, mußten doch für den Eingeweihten einen tiefen und bedeutungsvollen Sinn haben; die kleine Figur der Gräfin wuchs, während sie dieselben aussprach, gleichsam in die Höhe, und die sonst so unsteten Blicke drangen fest und scharf, gleich Pfeilen, vor sich in die Luft.

Der Prediger ließ den Kopf noch tiefer auf die Seite hängen, als er zu thun pflegte, während er ein grünes Blatt, das er von der Erde aufgelesen, wie aus Verlegenheit langsam zerzupfte.

„Es ist das schönste Glück", sagte er bedächtig, „für einen treuen Diener eines hochgräflichen Hauses, schon auf halbe Worte hin verstanden zu werden. Die gnädige Comtesse stimmen mir also darin bei, daß die Entfernung des Grafen Hubert in hohem Grade wünschenswerth; die düstern Fäden, welche Gegenwart und Zukunft des hochgräflichen Hauses umgarnen, können sich nicht lösen, solange er, der Ausgangspunkt und Urheber aller dieser Verwirrung, unter diesem Dache verweilt. Es schien mir zweckmäßig, beizeiten für einen Begleiter zu sorgen, an den er sich allmählich gewöhnen und dem man ihn ohne Besorgniß anvertrauen könnte. Dies, und nur dies war

meine Absicht bei dem Vorschlag, den ich mir gestattete und dem namentlich Sie, theuerste Comtesse, Ihre Billigung schenkten. Auch ich erkenne die göttliche Fügung an, die uns gerade diesen jungen Mann zuführte; bei der Verderbniß, die heutzutage in der Welt herrscht und von der namentlich das heranwachsende Geschlecht ergriffen ist, muß man es schon als eine Gnade des Himmels betrachten, wenn man nur auf Seelen stößt, die wenigstens die Hoffnung lassen, daß sie sich dereinst noch zum wahren Licht bekehren werden. Der junge Mann ist bescheiden, anspruchslos, fügsam; das unglückliche Schicksal des Grafen Hubert interessirt ihn offenbar in nicht gewöhnlichem Grade, und so wird er, wie ich hoffe, auch in Zukunft ein aufmerksamer und dienstbeflissener Gesellschafter für ihn sein. Die Aufgabe, wir dürfen es uns gestehen, ist nicht leicht. Indessen, der junge Mann, vom Greuel des Heidenthums befangen wie er ist, schwärmt für Italien, und so wird ihm dieser Preis auch nicht zu theuer sein, wenn er es dafür nur erlangt, den Boden seines Gelobten Landes zu betreten. Hoffen wir, theuerste Freundin", setzte er salbungsvoll hinzu, „daß dort, wo ja nicht blos der üppige Baum heidnischer Kunst, nein, wo auch die Kirche ihre wahren Wurzeln hat, eine höhere Erleuchtung ihn aus seinen Irrthümern befreien wird . . ."

Der Wunsch, so emphatisch er vorgetragen wurde, schien doch die Gräfin ziemlich kühl zu lassen. „Sie sind zu Ende?" fragte sie in etwas spitzigem Tone.

„Vollständig zu Ende", erwiderte der andere, „denn was mir noch etwa hinzuzusetzen bliebe, das sagt sich ja der Scharfsinn und die Herzensgüte meiner gnädigen

Comtesse von selbst; nämlich daß ich zwar einen geeigneten Gesellschafter und künftigen Reisebegleiter für den Grafen Hubert in das hochgräfliche Haus zu ziehen gedachte, aber nicht —"

„Einen neuen Hausfreund", fiel die Dame ihm ins Wort, „für die gräfliche Familie, der Sie mit der Zeit überflüssig machen könnte? O mein Theuerster, wie wenig kennen Sie das Herz Ihrer Freundin, und welche Fallstricke bereitet die Arglist des Bösen auch Ihnen noch, dem sonst so frommen, gottgewissen Manne, daß dergleichen Gedanken nur bei Ihnen entstehen können! Nach so vielen Beweisen schwesterlich christlicher Zuneigung, die ich Ihnen gegeben, ja, nachdem ich mich bereit erklärt habe, Ihnen und — mir selbst das größte Opfer zu bringen, das man nach den Begriffen der Welt in einer Lage gleich der unserigen bringen kann, vermögen Sie es wirklich, noch so kleinmüthig zu sein und solchen kränkenden Zweifeln Raum zu geben?! Wo ist die irdische Macht, die das Band unserer Seelen lösen könnte? Halten Sie es für möglich, daß meine Theilnahme für Sie sich jemals verringern, daß ich jemals aufhören könnte, in allen Lagen des Lebens Ihnen dieselbe treue, dankbar verbundene, nach Kräften vorsorgende Freundin zu sein? Oder um von mir zu schweigen — halten Sie es in der That für denkbar, daß ein Neuling, ein junger Mensch ohne Kenntniß unserer Verhältnisse, ohne das mindeste Verdienst um unser Haus, Sie, unsern langjährigen Freund, ja unsern Vertrauten, verdrängen könnte? Und obenein bei wem? Wer wird der künftige Gebieter dieser Herrschaft sein? Auf wen geht die Grafenkrone der Oberndorfe über? Auf niemand, so der

Himmel will, als auf Baron Albert, das heißt also auf Ihren Schüler, Ihren Zögling, den Mann, der Ihnen mehr Dank schuldig ist als irgendeinem auf Erden!"

„Aber gestehen Sie es nur", fuhr sie fort, indem sie plötzlich still stand und die Spitze ihres Fächers dicht auf die Brust ihres Freundes gerichtet hielt, „gestehen Sie es nur, mein armer Freund — Sie sind eifersüchtig! Sie flüchten sich hinter den Namen der Gräfin Franziska und meinen doch eigentlich —"

„Nein", rief der Prediger, indem eine hohe Röthe sein Antlitz übergoß, die er diesmal vergebens zu verbergen suchte, „sprechen Sie den Namen nicht aus, theuerste Freundin! Sprechen Sie überhaupt nicht mehr von einem Plane, in dem ich Ihre ganze Großmuth, die ganze christliche Opferfreudigkeit Ihres edeln, schönen Herzens wiedererkenne, und der dennoch, ja ebendeshalb, mir die Seele zu zerreißen droht! Es ist wahr", setzte er mit resignirtem Lächeln hinzu, „daß unsere Bauern die unverheiratheten Prediger nicht lieben; meine Gemeinde murrt, die Saat des Evangeliums, die ich in ihre harten Herzen zu streuen suche, würde noch einmal so gedeihlich aufgehen, wenn ich selbst meiner verirrten Heerde das Beispiel eines gottgefälligen christlichen Haus- und Ehestandes vor Augen stellen könnte, und auch das vermag ich nicht in Abrede zu stellen, daß, um die Seele des jungen Mädchens zu retten und sie auf dem Wege zum Ewigen zu befestigen, ihr eine unausgesetzte geistliche Führung noth thut, die Führung einer Hand, die fest und liebevoll zugleich ist und die, wo die Schwäche der Creatur strauchelt, die Kraft hat, sie mit mehr als irdischem Troste wieder

aufzurichten. Elise ist kein bösartiges Geschöpf, so trotzig sie sich mitunter auch anstellt; ich fühle mein Herz frei von aller sündlichen Begier und weiß, daß, wenn der Herr es wirklich so beschlossen hat, ich auch diese Schickung auf mich nehmen werde wie alles, was der Himmel mir bestimmt hat. Auch sehe ich es ein, wenn Gräfin Franziska sich vermählt, so ist für das arme Ding kein Platz mehr im gräflichen Hause; Baron Albert hat ein leichtentzündliches Herz, Elisens unmittelbare Nähe könnte dem Frieden des jungen Ehepaares gefährlich werden, und es ist Christenpflicht, die Versuchung hinwegzuräumen, die unsern Nächsten bedroht. Insoweit also, und wenn es wirklich der unweigerliche Beschluß meiner gnädigsten Gönnerin wäre, würde sie mich allerdings bereit finden, auch dies Kreuz auf mich zu nehmen — nicht aus Weltlust, Gott ist mein Zeuge, sondern nur um dem Herrn zu dienen, und weil man folgen soll überall, wohin er uns winkt. Aber bei alledem ist noch eine Stimme in meinem Innern, die es mir zweifelhaft erscheinen läßt —"

„Ob Elise Sie liebt? Sie jemals lieben wird?" fiel die Gräfin ihm rasch ins Wort; „also kommt es Ihnen doch an auf diese Liebe?"

„Die Liebe Gottes", versetzte der Prediger ausweichend, „ist nicht die Liebe der Welt; soll und muß ich meiner Gemeinde durch einen christlichen Ehestand zum Exempel werden, so werde ich sagen: «Herr, hier bin ich!» und werde jedem Weibe die Hand reichen, dessen Herz von christlicher Liebe erfüllt ist und das meine gnädigste Gönnerin mir entgegenführt."

Die Lustwandelnden hatten unter diesem Gespräch das

Ende des Laubgangs, zunächst an dem Wohnhause, erreicht. Die Gräfin, nach einer kurzen Pause, faßte beinahe krampfhaft den Arm ihres Begleiters, zog ihn noch einmal in die grünen Schatten zurück, und ihm fest Auge ins Auge sehend, schien sie mit ihren Blicken das Innerste seiner Seele ergründen zu wollen. Der Freund bestand die Probe mit großer Gleichmüthigkeit; sein Antlitz zeigte dasselbe demüthige Lächeln wie immer, die Hände hielt er wie bittend über der Brust gefaltet.

Mit einem leichten Seufzer ließ die Gräfin seinen Arm fahren.

„Elise wird die Ihre", sagte sie, „Sie haben mein Wort darauf — und obenein hoffe ich, daß das Opfer, das Sie mir damit bringen, nicht ganz so schwer ist, wie Sie mich versichern . . ."

Damit schritt sie auf das Haus zu, während der Prediger in sichtbarer Verwirrung den Weg rückwärts nach dem Dorfe zu einschlug.

Viertes Kapitel.

Vater und Sohn.

Wir benutzen diesen Augenblick, die Familienverhältnisse der Oberndorfe, über die das eben vernommene Gespräch uns ja schon so mancherlei Andeutungen gegeben hat, ein wenig näher kennen zu lernen.

Wir hörten sie vorhin als eine der ältesten und reichsten Familien des Landes rühmen. Was den erstern Punkt anbetraf, so hatte es damit seine vollkommene Richtigkeit. Keine andere Familie des Landes konnte ihren Stammbaum so hoch hinaufführen; schon unter Otto dem Großen sollte es Oberndorfe gegeben haben, und wenn diese Angabe auch sehr wahrscheinlich nur eine Erfindung der Genealogen war, die bekanntlich um eine Hand voll Ahnen niemals in Verlegenheit sind, so war doch das Vorkommen der Familie zur Zeit der Kreuzzüge durch unzweifelhafte Documente erhärtet. Was aber diesem Adel in den Augen der Familie sowie der Standesgenossen erst seinen wahren Werth verlieh, das war die tadellose Reinheit, in welcher derselbe sich diese ganze lange Reihe von

Geschlechtern hindurch erhalten hatte. Niemals hatte ein Tropfen bürgerlichen Bluts den edeln Stammbaum der Oberndorfe befleckt; selbst die regierende Familie des Landes, in der in alter und neuer Zeit verschiedene Misheirathen geschlossen waren, mußte ihr in dieser Hinsicht nachstehen.

Was dagegen den Reichthum anbetraf, dessen die Oberndorfe sich in diesem Augenblick allerdings erfreuten, so war derselbe von ziemlich jungem Datum, indem er nicht einmal über das zweite Geschlecht hinaufreichte. Die edeln Herren hatten sich besser darauf verstanden, die Reinheit ihres Bluts zu bewahren als ihre Besitzthümer beisammenzuhalten. Wiederholte Erbtheilungen, die vielfachen Kriegsnöthen, deren Schauplatz gerade diese Gegend Deutschlands von jeher gewesen, verbunden mit andern privaten und öffentlichen Unfällen, hatten das ursprünglich bedeutende Besitzthum mehr und mehr geschmälert; ein Acker nach dem andern war verkauft, ein Gut nach dem andern verpfändet worden, um nie wieder eingelöst zu werden, sodaß, als der Großvater des jetztregierenden Grafen die Erbschaft antrat, der Umfang derselben, sowie überhaupt die baaren Mittel, über die er zu gebieten hatte, mit dem Glanz seines alten Namens sowie mit den Ansprüchen, die sich an denselben knüpften, in einem für den Besitzer höchst lästigen Widerspruch standen.

Allein wie empfindlich dieser Widersprnch auch war, so schien doch gerade der damalige Besitzer entschlossen, ihn nicht im mindesten zu beachten. Es war ein ungemein prachtliebender Herr, der, um seinen verschwenderischen

Neigungen zu fröhnen, die dürftigen Ueberreste seines Stammguts mit vollen Händen ausstreute. Weil das einsame Leben auf dem Lande, inmitten einer Bevölkerung, deren Wohlstand in demselben Maße stieg, wie ihre Herrschaft mehr und mehr verarmte, seinem vergnügungslustigen Sinn nicht zusagte, so hatte er sich in die Hauptstadt des Landes begeben und eine Bedienstung bei Hofe angenommen.

Vielleicht, wenn man dem leichtsinnigen Manne überhaupt noch soviel Ueberlegung zutrauen durfte, hatte er dabei die stille Hoffnung gehegt, durch die Einkünfte seines Amtes seine ökonomische Lage zu verbessern. Allein auch diese Hoffnung bestätigte sich nicht; das Hofleben, das eben damals sehr geräuschvoll und prächtig war, zehrte seine Mittel immermehr auf und bereitete ihm immer neue Verlegenheiten. Zwar vor einem öffentlichen Skandal schützte ihn theils der Respect, den die bürgerlichen Gläubiger dazumal noch vor einem hochadelichen Schuldner hegten, theils eine eigenthümliche Erfindsamkeit seines Geistes, die ihn auch in den verzweifeltsten Lagen noch immer neue Hülfsmittel erdenken ließ, wenn es auch, den Umständen gemäß, allerdings nur solche sein konnten, durch die seine eigentliche Lage immermehr verschlimmert ward.

Und so war denn das Leben, das dieser Graf Oberndorf führte, trotz alles äußern Glanzes und trotz der höfischen Pracht, mit der er sich umgab, doch in der That nur ein sehr klägliches; hätten die Leute diesem vergoldeten Elend nur recht auf den Grund sehen können, wer weiß, ob nicht der letzte seiner Diener Bedenken getragen hätte mit ihm zu tauschen. Der leichtsinnige

Lebemann wurde der Reihe nach Kammerherr, Hofmarschall, zuletzt Oberhofmarschall; ja von der Huld des Fürsten, der in ihm nur den liebenswürdigen Gesellschafter, den erfahrenen und gewandten Hofmann schätzte, ohne sich um den Stand seiner häuslichen Angelegenheiten weiter zu bekümmern, erlangte er es sogar, daß er für sich und seine Nachkommen mit der Grafenkrone geschmückt ward.

Allein in demselben Maße, wie er an Titeln und Würden zunahm, schrumpften seine Besitzthümer zusammen. Graf Oberndorf klang allerdings sehr stattlich, schade nur, daß der Graf noch ein gut Stück ärmer war und ein noch viel bedeutenderes Gefolge von Gläubigern hinter sich hatte, als es mit dem simpeln Freiherrn, der in dieser Hinsicht doch auch seine Erfahrungen hatte, der Fall gewesen war. Bald war das Herrenhaus zu Oberndorf, jenes einfache schlichte Gebäude, das wir vorhin kennen gelernt haben, mit wenigen daranstoßenden Gärten und Aeckern das einzige, was der Herr Graf noch besaß, und auch von dem Gebäude gehörte ihm, wie man zu sagen pflegt, nicht mehr der Ziegel auf dem Dache.

Indessen je größer die Noth, desto näher die Hülfe. Gerade in demselben Moment, da das Gestirn der Oberndorfe, das so manches Jahrhundert hindurch geleuchtet hatte, in einen schmuzigen Sumpf von Schulden und ähnlichen häuslichen Bedrängnissen unterzugehen drohte, sollte es sich aufs neue erheben, und zwar höher und prächtiger denn je zuvor.

Der wunderthätige Hebel, der diesen unerwarteten

Umschwung hervorbrachte, war eine glückliche Heirath, die der einzige Sohn und Erbe des Grafen abschloß. Dergleichen Heirathen haben schon manchem alten heruntergekommenen Geschlecht wieder auf die Beine geholfen, meistentheils freilich auf Kosten des Stammbaums. Der alte Graf jedoch, der damit nicht nur einen anerkennenswerthen Beweis seines diplomatischen Talents lieferte, sondern der sich allen Ernstes überzeugt hielt, alle Thorheiten seiner Vergangenheit damit gut gemacht und die Zukunft seines Geschlechts so fest gegründet zu haben, wie man es von einem sorgsamen Hausvater nur irgend verlangen konnte — der alte Graf hatte das seltene Glück, seinem Sohne die Hand einer jungen Dame zu verschaffen, die nicht allein zu den reichsten Erbinnen des Landes zählte, sondern deren Adel auch, was Alter und Reinheit anbetraf, jede noch so strenge Prüfung aushalten konnte. Ob die jungen Leute übrigens zueinander paßten, ob ihre Herzen sich verstanden und liebten, das kümmerte ihn dabei natürlich nicht; genug, daß er eine Schwiegertochter gefunden, die seinem Hause vollkommen ebenbürtig war und deren Reichthümer überdies gestatteten, den gesunkenen Glanz desselben wieder aufzurichten.

Wenn der alte Herr sich geschmeichelt hatte, an diesem Werke der Wiederherstellung selbst thätigen Antheil zu nehmen, so hatte er sich sehr geirrt. Der Sohn, für den er so väterlich gesorgt, war bis dahin dem Anschein nach nicht mehr noch weniger gewesen, als unsere jungen Cavaliere zu sein pflegen; jung, von einnehmenden Manieren und einem Aeußern, das die glückliche Speculation des Alten wesentlich erleichtert hatte, schien er vollkommen

der Mann, in die Fußtapfen seines Vaters zu treten und die erheiratheten Reichthümer mit derselben Sorglosigkeit und derselben Ungebundenheit zu genießen, mit der jener das Geld seiner Gläubiger unter die Leute gebracht hatte.

Allein wie es sich wol öfters ereignet, daß wir diejenigen am wenigsten kennen, mit denen wir am meisten verkehren und denen wir am innigsten verbunden sind, so geschah es auch in diesem Falle. Der alte Hofmarschall hatte den eigenen Sohn gründlichst verkannt. Solange derselbe keine andere Aussicht gehabt hatte, als die Schulden seines Vaters zu erben, war er ebenfalls ein leichtes Blut gewesen, Freund kostspieliger Zerstreuungen, zu jeder Thorheit, jeder Ausschweifung bereit. Dagegen von dem Augenblick an, wo er durch seine Heirath seinen Platz unter den bestarrangirten Edelleuten des Landes einnahm, verwandelte sich sein ganzes Wesen wie mit einem Schlage; aus dem jungen übermüthigen Cavalier wurde ein ernster, sorgsamer Hausvater, aus dem leichtfertigen Lebemann ein vorsichtiger, streng berechnender Geschäftsmann.

Der Alte, der trotz seiner weißen Haare noch immer ein arges Weltkind war und der im Punkt der Sitten nicht strenger dachte, als man an Höfen zu denken pflegt, hatte gemeint, das lustige Leben solle nun erst recht angehen; hatte er selbst, durch seine wachsenden Bedrängnisse genöthigt, seit einiger Zeit darauf verzichten müssen, das erste Haus in der Residenz zu machen, so sollten sein Sohn und seine reiche Schwiegertochter das Versäumte nun doppelt nachholen. Der Kopf wimmelte dem Alten ordentlich von den schönsten Projecten, immer eins prächtiger und kostspieliger als das andere; jetzt erst wollte er

zeigen, welche Schule er durchgemacht und was für Zauberfeste die Phantasie eines alten Oberhofmarschalls aushecken kann, besonders wenn er so ganz frei und ungenirt in den Geldbeutel greifen darf.

Denn seit Jahren gewohnt, von fremder Leute Geld zu leben, ohne sich wegen des Wiederbezahlens graue Haare wachsen zu lassen, konnte er sich gar nicht anders denken, als daß die Kasse seines Sohnes, diese durch seine väterliche Sorgfalt so wohl gefüllte Kasse, auch stets die seinige sein würde; es dünkte ihn dies das Wenigste, was der Sohn thun konnte, zum Dank dafür, daß er ihn in ein so wahrhaft goldenes Ehejoch gespannt. Ja in manchen Augenblicken trug er sich allen Ernstes mit den Gedanken, seine Stelle bei Hofe ganz niederzulegen und, gleichsam als Hofmarschall seines reichen Sohnes, den Rest seiner Tage in jenem geschäftigen Müßiggange hinzubringen, dem er von früh auf sein ganzes Leben gewidmet hatte, und der ihm auch in der That Geist und Herz so vollständig ausfüllte, daß für andere Gedanken und Empfindungen längst kein Raum mehr darin war.

Fünftes Kapitel.

Erneuter Glanz.

Wie sehr der alte Herr in dem allen die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte, wurde bereits angedeutet. Junge Ehemänner werden solid, das ist in der Ordnung; ein derartiges Uebermaß von Solidität aber, wie der junge Graf es an den Tag legte, war in den Annalen der vornehmen Welt wahrhaft unerhört und erweckte dem Oberhofmarschall allerlei nachträgliche Scrupel, ob dieser Duckmäuser, der nichts mehr von den Freuden der Hauptstadt wissen wollte, dieser ernste, trockene Philister, der tagaus tagein über alten Documenten und Schuldscheinen brütete, auch nur wirklich sein echtes Fleisch und Blut . . .

Indessen der Entschluß des jungen Grafen stand fest, und keine noch so dringenden Bitten, keine noch so verlockenden Vorschläge des Alten vermochten ihn zu erschüttern. Auch seine Gemahlin, ein stilles, blödes Kind, das außer seinem Adel und seinem Reichthum allerdings nicht viel Empfehlendes aufzuweisen hatte, erklärte sich in diesem Punkt vollkommen einverstanden. Beide behaupteten, des

Residenzlebens überdrüßig zu sein, sie wollten auf das Land ziehen und sich der Bewirthschaftung ihrer Güter widmen. Daß es kein schmuziger Geiz war, aus dem dieser Entschluß des jungen Grafen hervorging (wiewol es sonst an Beispielen nicht fehlt, daß herabgekommene Verschwender, wenn sie durch einen plötzlichen Glückswechsel wieder zu Gelde kommen, in ihr eigenes Gegentheil umschlagen), das zeigte die Freigebigkeit, mit welcher er die Verhältnisse seines Vaters ordnete. Der Sohn nahm die Herrschaft Oberndorf von dem Alten in Pacht, und wiewol die Familie, bei Licht besehen, kaum noch etwas mehr davon besaß als den Namen, so zahlte er ihm doch ein sehr ansehnliches Pachtgeld; dasselbe war bei nur einigermaßen verständiger Wirthschaft mehr als ausreichend, die persönlichen Bedürfnisse des Alten zu decken, und überhob ihn, zum ersten mal seit langen Jahren, der Nothwendigkeit, sich Tag für Tag mit Gläubigern und Wucherern herumzanken zu müssen.

Aber sei es, daß der alte Herr das ruhige Leben, dessen er so ganz ungewohnt war, nicht ertragen konnte, sei es aus Aerger über die vereitelten Hoffnungen, genug, wenige Monate darauf machte ein plötzlicher Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Der junge Graf, der inzwischen wirklich auf den einsamen Herrenhof von Oberndorf übergesiedelt war, hatte nun völlig freie Hand, seine lange gehegten Plane ins Werk zu setzen.

Denn in der That war dieser wirthschaftliche Eifer, mit dem der Graf sich der Ordnung seiner Vermögensangelegenheiten widmete, mehr als eine vorübergehende Aufwallung; es war das Product einer lange genährten

Ueberzeugung, der erste Schritt zur Ausführung eines Plans, der ihn seit Jahren beschäftigt hatte, zu einer Zeit bereits, da er selbst noch keine Möglichkeit vor sich sah, ihn jemals zu verwirklichen.

Und dieser Plan bestand in nichts Geringerm, als sämmtliche alte Familiengüter, die dem Hause der Oberndorfe im Lauf der Zeit abhanden gekommen waren, demselben wiederzugewinnen und dem alten berühmten Namen durch den wohlbefestigten Reichthum, den er damit zu verknüpfen gedachte, ein neues Gewicht hinzuzufügen — ein Gewicht, das, wie die Zeiten nun einmal geworden waren, sogar noch schwerer in die Wagschale fiel als der älteste Name und der makelloseste Stammbaum.

Es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß Väter von stark ausgeprägtem Charakter Söhne neben sich aufwachsen sehen, die in ihren Neigungen und Leidenschaften das gerade Gegenstück ihrer Erzeuger sind. Der Anblick der fortwährenden Bedrängnisse, mit denen der alte Oberhofmarschall zu kämpfen gehabt, hatte in dem jungen Grafen einen tiefen und nachhaltigen Widerwillen gegen ein derartiges Treiben hervorgerufen. Man liebt stets am meisten und schätzt am höchsten, was man am schmerzlichsten entbehrt; in geordneten Verhältnissen zu leben, die Pyramide seines Daseins auf der Basis eines soliden Wohlstandes zu gründen, schien dem jungen Grafen, der so viele Jahre hindurch Zeuge gewesen war von den vielfachen Verlegenheiten, in welche die ungeordnete Lebensweise seines Vaters denselben gestürzt, und der deshalb von Kindheit auf von Bekannten und Unbekannten so

manches herbe Wort hatte hören müssen, das Höchste und Wünschenswertheste, was der Mensch nur irgend erreichen konnte. Er hatte sich das Treiben des Alten gefallen lassen, ja er hatte dasselbe dem Anschein nach mitgemacht, solange ihm die Mittel gefehlt hatten, demselben ein Ziel zu setzen. Allein von dem Augenblick seiner Verheirathung an hatte er nur noch Einen Wunsch und Ein Ziel gehabt: nämlich die Scharten, welche der Leichtsinn und die schlechte Wirthschaft seiner Vorfahren dem Namen der Oberndorfe geschlagen, wieder auszuwetzen und den Wohlstand seines Hauses ebenso fest zu gründen und ihm ebenso sichere Wurzeln zu geben, wie der Stammbaum desselben im Laufe der Jahrhunderte getrieben hatte.

Und diesen Plan brachte er nun mit einer Ausdauer und einer Energie zur Ausführung, der man, ganz abgesehen von dem Zweck, eine gewisse Großartigkeit nicht absprechen konnte. Sein erstes war, sich mit den Gläubigern seines Vaters zu arrangiren; da die Mehrzahl von ihnen schon längst auf die Hoffnung verzichtet, jemals wieder zu ihrem Gelde zu kommen, einige auch im Laufe der Jahre an wucherischen Zinsen doppelt und dreifach wiedergewonnen, was sie am Kapital eingebüßt hatten, so kam das Geschäft ziemlich rasch und ohne allzu große Opfer von seiten des Grafen zu Stande.

Sein zweites und wichtigstes Ziel aber war, die Besitzungen wiederzugewinnen, die seinem Hause ehedem gehört und welche seine Vorfahren, die einen aus wirklicher Noth, die andern aus Leichtsinn verschleudert hatten.

Und dies war denn der bei weitem schwierigere Theil

seiner Aufgabe. Die Mehrzahl dieser Güter, je nach dem Bedürfniß, nach und nach und meist in kleinen Parcellen veräußert, war seitdem in zweite, dritte, vierte Hand übergegangen. Auch war der Werth der Grundstücke seitdem bedeutend gestiegen, und was sein Vater in der Noth des Augenblicks für ein Spottgeld dahingegeben, das repräsentirte jetzt, verbessert und in Flor gebracht von der Hand des neuen, betriebsamen Besitzers, ein ganz ansehnliches Kapital.

Am schwersten hatte diese allgemeine Verschleuderung das eigentliche Stammgut Oberndorf betroffen; hier, in dieser eigentlichen Wiege des Geschlechts, hatte der Leichtsinn seiner Ahnen am verderblichsten gehaust. Die prächtigen Waldungen, die ehemals dazugehörten und die sich bis hoch an das eigentliche Gebirge hinauferstreckt hatten, waren niedergeschlagen worden. Auf dem bloßgelegten Boden hatten sich fremde Colonisten angesiedelt, anfangs gegen ein geringfügiges Pachtgeld, später, da die verzweifelte Finanzlage der Herren von Oberndorf dieselbe nöthigte, jedes, auch das kleinste Gebot anzunehmen, als freie Eigenthümer. Aehnlich war es mit den Aeckern und Wiesen, den Gehöften und Feuerstellen ergangen, die zu der Herrschaft gehört hatten; auch hier war, um nur Geld herbeizuschaffen und immer wieder Geld, verkauft und verpfändet worden, was sich nur irgend verkaufen und verpfänden ließ. Noch als der spätere Oberhofmarschall den Besitz der Herrschaft angetreten, war der größere Theil der dazugehörigen Höfe in den Händen von Colonisten gewesen; jetzt, infolge der unsinnigen Verschleuderung, waren aus diesen Colonisten freie Besitzer

geworden, die ihren Wohlstand von der zunehmenden Verarmung ihrer ehemaligen Gutsherrschaft herdatirten.

Der neue Graf Oberndorf war kein böser Mensch; von kühlem Temperament, mäßig in seinen Neigungen und Bedürfnissen hatte er im Gegentheil alle Anlagen in sich zu einem verständigen und wohlwollenden Manne. Aber der Anblick dieser freien Besitzer, die jetzt da hausten, wo ehedem sein Eigenthum, das Eigenthum seiner Ahnen gewesen, erregte in ihm ein Gefühl der Erbitterung, von dem er selbst bis dahin keine Ahnung gehabt hatte und das bald, gleich einem fressenden Feuer, seine ganze Seele vergiftete. Diese freien Besitzer, das stand fest bei ihm, mußten fort aus seiner Nähe; das alte Eigenthum der Oberndorfe mußte seinem Geschlechte wiedergewonnen werden; dieser Herrenhof, der jetzt, halb verfallen, von einem dünnen Streifen ärmlichen Landes umgürtet, in der Mitte fremder Besitzungen lag wie eine Insel, mußte wieder der Mittelpunkt werden für die zahlreichen Aecker und Triften, die Wiesen und Waldungen, die ehedem dazugehört hatten, weithin, so weit das Auge reichte.

Soweit dieser Plan sich mit Geld ausführen ließ, soweit schonte der Graf das Geld nicht; sparsam, beinahe karg gegen sich selbst, war ihm kein Opfer zu hoch, wo es sich darum handelte, den alten Besitzstand seines Hauses wiederherzustellen. In den meisten Fällen erreichten diese Opfer auch ihren Zweck; aber freilich nicht in allen. Es gab unter den Bauern des Dorfes einige harte Köpfe — oder wie der Graf sich auszudrücken liebte, einige Unverschämte —, die den Grund und Boden, auf dem sie lebten und den sie im Schweiße ihres Angesichts

bestellten, genau so lieb hatten und gerade so heilig hielten wie Graf Oberndorf das alte Besitzthum seines Geschlechts. Vergebens ließ der Graf sie durch Agenten und Unterhändler bearbeiten, vergebens redete er ihnen selbst zu und setzte ihnen die Vortheile auseinander, die ihnen aus dem Verkauf ihres Eigenthums erwachsen müßten: sie hörten, solange der Graf sprach, ehrerbietig zu, den Hut in der Hand, krauten sich dann im Kopfe, blickten einander fragend an, und schließlich meinten sie, der Herr Graf haben zwar ganz recht, das Angebot, das er ihnen mache, sei besser, als sie es je wieder erhalten würden — indessen, was der Mensch einmal habe, das solle er auch behalten, ein Sperling in der Hand sei besser als eine Taube auf dem Dache, man wisse wol, was man habe, aber nicht, was man kriege, und da der liebe Gott es einmal so gefügt, daß dies ihr wohlerworbenes Eigenthum sei, so wollten sie es als solches auch auf ihre Kinder vererben.

Und das waren noch die Gutartigen unter ihnen, die so sprachen; es fanden sich auch andere, die ihr Recht nachdrücklicher und in minder höflicher Form behaupteten. Diese erklärten ohne weiteres, sie brauchten das Geld des Grafen nicht, sie wären gerade so freie Herren und hätten dasselbe Recht auf ihren Grund und Boden wie der Graf auf seinen Edelsitz. Ueberhaupt möge der Graf nur nicht so großthun mit seinem Gelde, man wisse ja doch, woher er es habe; eine reiche Frau heirathen, die man sich nachher schäme in der Stadt vor seinesgleichen zu zeigen, sei keine Kunst. Und noch leichter sei es, mit dem Gelde fertig zu werden; den Oberndorfs sei das so angeboren,

sie hätten schon manches schöne Stück Feld durch die Kehle gejagt, und auch der junge Graf, wenn er so fortfahre, wie er angefangen, werde seines Reichthums bald genug ein Ende finden. Ja einige, deren Wohlstand in den letzten Jahren besonders zugenommen hatte und die daher auch besonders übermüthig waren, beantworteten die Anerbietungen des Grafen geradezn mit der Gegenfrage, wie hoch er seinen Herrenhof halte; sie hätten eben Geld im Kasten und wären nicht abgeneigt, ihm denselben abzukaufen.

In dergleichen Fällen war denn nun mit Güte freilich nichts auszurichten. Aber weit entfernt, sein Vorhaben deshalb aufzugeben, beschloß der Graf vielmehr, es nun erst recht durchzusetzen, sollte es auch mit List, ja sollte es selbst mit offenbarem Unrecht sein. — Einem reichen Herrn fehlt es niemals an Handlangern, die seine Absichten unterstützen. Bei der Leichtfertigkeit, mit welcher die Geschäfte des Oberndorf'schen Hauses so lange betrieben worden, war es ganz natürlich, daß die zahlreichen Verkaufsgeschäfte, die Verpfändungen, die Abtretungen und ähnliche Verhandlungen, die im Laufe der Jahre mit den einzelnen Bruchstücken ihrer Besitzungen vorgenommen worden, nicht immer ganz regelrecht, unter strenger Beobachtung aller juristischen Formen vollzogen waren. Mit unermüdlichem Fleiß machte sich nun der Graf darüber her, das gesammte Familienarchiv zu durchstöbern; alte Rechnungen wurden durchgesehen, Verträge und Quittungen geprüft und Zeugenaussagen verglichen. Da ihm dabei einige gewandte Advocaten zur Seite standen, so sah der Graf sich in kurzer Frist im Besitz eines Materials, das ihn in den Stand setzte, diesen widerspenstigen Besitzern

eine Reihe von Processen an den Hals zu werfen, welche, mit deutscher Gründlichkeit betrieben und durch alle Chicanen des üblichen Verfahrens schrittweis hindurchgehetzt, ihm die sichere Aussicht gewährten, seine Widersacher von Haus und Hof zu treiben, schon allein durch die Kosten, die ihnen aus der Führung so zahlreicher und verwickelter Processe erwuchsen.

Und so kam es wirklich. Niemand processirt bekanntlich lieber als unsere Bauern; ein richtiger Proceß oder noch lieber ein halbes Dutzend ist für sie eine Art von Glücksspiel, eine Art pikanter Unterhaltung, die ihnen die Aufregungen der Farobank ersetzt. Hatte der Graf geklagt, so klagten die Bauern natürlich sofort wieder; die Processe wuchsen in die Höhe wie die Pilze; bald war das Dorf Oberndorf das Gelobte Land der Advocaten.

Aber in demselben Maße, wie die Advocaten fett dabei wurden, wurden die Bauern mager. Nicht lange, so kam einer nach dem andern geschlichen und bot dem Grafen unter der Hand für ein Billiges an, was er ihm noch vor kurzem für einen weit höhern Preis trotzig verweigert hatte. Kurz, bevor fünf oder sechs Jahre ins Land gegangen, hatte der Graf seine Absicht so vollständig durchgesetzt, wie er selbst es nur immer wünschen konnte. Freilich hatte es dabei manche verdrießliche Stunde und manchen traurigen, ja herzerschütternden Anblick gegeben; mancher dieser bäuerlichen Besitzer ließ ein Stück von seinem Herzen an der Scholle hängen, die er so lange als freier Mann bebaut und die er nun entweder mit dem Rücken ansehen, oder als bloßer Colonist, als bloßer Tagelöhner aus der Hand des Grafen zurückempfangen sollte.

Allein der Graf achtete keine Bitten noch Klagen; sein Gemüth hatte sich während des jahrelangen gehässigen Processirens verhärtet, und was er anfangs nur mit widerstrebendem Herzen, nur als Nothbehelf ergriffen, das war ihm jetzt zur Leidenschaft, um nicht zu sagen zur andern Natur geworden. Der Appetit kommt beim Essen; mit den Grundstücken und Nutzungen waren in ältern Zeiten auch einzelne Lieferungen und Leistungen verschleudert und zu Gelde gemacht worden, zu denen die Gemeinde der Herrschaft verpflichtet gewesen war. Auch diese suchte der Graf aus dem Staube der Acten hervor, und da seine Restaurationsbestrebungen gerade in eine Zeit fielen, wo auch die große Politik der Staaten von ähnlichen Richtungen beherrscht ward, so hatte er den Triumph, die meisten seiner Ansprüche durch richterliches Urtheil bestätigt zu sehen.

Und so war, als der Todestag des alten Oberhofmarschalls zum zehnten mal wiederkehrte, das Ziel, das sein Sohn und Erbe sich gestellt hatte und das vielen unmöglich schien, wirklich erreicht. Die alten Besitzungen des Oberndorf'schen Hauses waren ohne Ausnahme wiedergewonnen, während zugleich neue Erwerbungen den erneuten Glanz verkündigten, zu dem das Gestirn der Oberndorfe sich erhoben hatte. Der Grafentitel war jetzt keine leere Redensart mehr; sein gegenwärtiger Inhaber hatte in der That Grund, sich als Haupt seines Geschlechts zu fühlen, und wurde auch von allen Vettern weit und breit dafür anerkannt. Der Herrenhof von Oberndorf war keine Insel mehr; in dichtgeschlossenem Kreise umgaben ihn wohlbestellte Aecker, blühende Gärten, grünende Wiesen, schattige

Waldungen, fischreiche Teiche, Häuser, Scheunen, Mühlen — und überall, wohin sein Auge fiel, ruhte es auf seinem Eigenthum, es gab hier keinen Herrn mehr als ihn.

Freilich war der Wohlstand des Dorfes darüber merklich zurückgegangen; statt der alten selbständigen Bauerfamilien, die nicht blos ihren Stolz, sondern auch ihr Ehrgefühl hatten, so gut wie der Graf, siedelte hier jetzt ein Geschlecht von Tagelöhnern und Miethlingen, das fast von Jahr zu Jahr wechselte und gegen dessen zunehmende sittliche Verwilderung der Graf selbst sich nicht blind machen konnte.

Aber immerhin, so hatte er doch seinen Willen durchgesetzt; war dabei ja ein Unrecht begangen worden, nun so blieben ihm ja Mittel genug es zu vergüten. Jenen freien Besitzern hatte er als Feind gegenübergestanden, es war ein Kampf gewesen, der nur mit dem Untergang der Besiegten enden konnte. So beschloß er denn, den neuen Ansiedlern ein doppelt milder und gnädiger Herr zu sein; er wollte, überredete er sich selbst, an ihnen gut machen, was er etwa an ihren Vorgängern versehen.

Allein es war zu spät. Diese aus allen Gegenden der Windrose zusammengeschneite Bevölkerung, ohne Anhänglichkeit an den Boden, den sie baute und der für sie blos die Bedeutung eines Miethgauls hatte, war unzugänglich für die zartern Empfindungen der Anhänglichkeit und Liebe; sie sah in ihrer Grundherrschaft nur einen glücklichen Speculanten, für den sie selbst ebenfalls nur eine andere Art von Miethgäulen war und der sie niemals nach ihrem Werth als Menschen, sondern immer nur nach dem taxirte, was sie ihm einbrachten.

Aber auch das Gemüth des Grafen selbst war unter dem jahrelangen Processiren und Speculiren immer härter und kälter geworden. Die Idee des wiederhergestellten Familienglanzes verschlang in ihm alles übrige; nur in ihr lebte, in ihr webte er. Wir wissen, daß der Graf von Hause aus nichts weniger als geizig oder habsüchtig war. Aber indem er jahrelang damit zugebracht hatte, Tag und Nacht unausgesetzt nur auf die Wiederherstellung seines Besitzthums zu denken, so hatte die Lust am Besitz endlich alle andern Empfindungen in ihm überwuchert; sein kalter Verstand hatte sich zu herzloser Grausamkeit, seine Mäßigkeit in Neigungen und Bedürfnissen zu unsauberm Geiz verhärtet; er war von Haus aus nicht schlecht gewesen, aber zehn Jahre, in unabläßigem Processiren und Rabuliren verbracht, hatten ihn schlecht gemacht.

Sechstes Kapitel.

Nemesis.

Nur in Einem Punkt zeigte der Graf sich als der echte Nachkomme seiner prachtliebenden und verschwenderischen Vorfahren: das war in dem Bau des neuen Schlosses, zu welchem er bald nach Beendigung jener langjährigen Processe den Grundstein legte. Das schmucklose, unscheinbare Herrengebäude, dessen niedriges Dach die Bäume des Gartens überragten, gleich als müßte es sich vor den Augen der Welt verbergen, war gut genug gewesen, solange es gleichsam der letzte Anker, mit dem das herabgekommene Geschlecht der Oberndorfe sich festklammerte in den Boden, aus dem es einst hervorgewachsen. Aber um den Mittelpunkt jener ausgedehnten Besitzungen abzugeben, die der Graf seinem Geschlechte seitdem wiedergewonnen, dazu war es allzu bescheiden.

Das neue Schloß sollte gleichsam das Denkmal des Triumphs werden, den er errungen; hoch oben auf den Gipfel des Berges gestellt, frei sichtbar nach allen Seiten, sollte es dem erstaunten Wanderer von dem Glanze melden,

zu welchem seine Besitzer sich nach langer und schmählicher Verdunkelung wieder emporgeschwungen.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, konnte der Graf den Entwurf zu dem neuen Schloß nicht großartig und prächtig genug bekommen; alle Edelsitze des Landes sollten dagegen in Schatten treten, gerade wie die Oberndorfe allen ihren Standesgenossen an Alter und jetzt auch, dem Himmel sei Dank, an Reichthum vorangingen. Fremde Baumeister wurden verschrieben, zahllose Entwürfe vorgelegt, immer einer weitläufiger und kostbarer als der andere; auch der Park, der mit dem neuen Schloß in unmittelbarer Verbindung gebracht werden sollte, erhielt damals den erweiterten Umfang, in welchem wir ihn bereits kennen gelernt haben.

Dazwischen aber kamen dann wieder Stunden und Tage, ja Wochen und Monate, wo der Geldgeiz des Grafen sich mit seinem Ehrgeiz kreuzte und wo er argwöhnisch und mistrauisch wurde gegen seine eigenen Entwürfe. Es ließ ihm keine Ruhe, bis er das Schloß, mit dem seine Phantasie sich bereits so vielfach beschäftigt hatte, leibhaftig vor sich sah, bis er mit wachen Ohren die bewundernden Ausrufe der Vorübergehenden hörte, die er in seinen ehrgeizigen Träumen schon so oft vernommen. Aber in demselben Augenblick bebte er wieder zurück vor den Ausgaben, welche dieser Bau unvermeidlich mit sich führte.

Dieselben waren allerdings nicht größer, als das glänzende Vermögen gestattete, das der Graf erheirathet hatte und das infolge seiner glücklichen Processe sowie seiner genauen Bewirthschaftung noch um ein Beträchtliches

angewachsen war. Dennoch zweifelte er, ob seine Verhältnisse ihm erlaubten, oder ob es nicht vielmehr eine strafwürdige Verschwendung sei, einen derartigen Prachtbau auszuführen. Ja selbst, nachdem der Bau bereits begonnen war, wiederholten sich diese Zweifel und zwar so stark, daß er von Zeit zu Zeit, je nachdem die Laune des Grafen wechselte, ganz eingestellt ward, um dann das Jahr darauf mit vermehrten Kosten wieder aufgenommen zu werden. Auch in der Anlage des Gebäudes nahm der Graf mancherlei Veränderungen vor, je nachdem das Barometer seiner Hoffnungen und Wünsche stieg oder fiel; bald wurde hier ein Erker zugesetzt, dort ein Portal weggestrichen, sodaß das Ganze nicht nur ein sehr buntscheckiges und wunderliches Ansehen bekam, sondern was das Schlimmste war, es wurde auch niemals fertig, und statt Ruhm und Bewunderung erntete der Graf nur Spott und üble Nachrede. —

Doch war es freilich kein Wunder, daß der Graf sich so wenig beeilte, seinen neuen Familiensitz unter Dach zu bringen, da er ja in der Familie selbst nur wenig Freude erlebte. Es war dies die Nemesis, die hinter seinen Triumphen daherschritt und seine Lorbern in Dornen verwandelte — Dornen, die um so schmerzlicher stachen, je eifriger er bemüht war, sie vor aller Welt zu verbergen.

Seine Gemahlin hatte der Graf schon vor Jahren durch den Tod verloren, nachdem sie ihm zwei Knaben geschenkt hatte. Der Graf hatte ihren Verlust nicht besonders tief empfunden; er hatte sich bereits gewöhnt, alles nur nach dem Nutzen abzuschätzen, den es ihm brachte, und diese arme kleine, blasse Frau, deren Sarg soeben

mit dumpfem Poltern in das Erbbegräbniß der Oberndorfe hinabrollte, was konnte sie ihm noch bieten, das er nicht längst schon sein eigen genannt hatte? Sie hatte ihn zum reichen Manne gemacht; sie hatte die Verwaltung ihres Eigenthums rückhaltslos in seine Hand gelegt; sie hatte ihm Erben geboren, die seinen Namen zu erhalten und sein Geschlecht fortzupflanzen versprachen — sie hatte nichts mehr zu geben, warum hätte sie nicht sterben sollen?

Mit desto größerer Sorgfalt nahm er sich der nachgelassenen Knaben an; neben der Verwaltung seines weitläufigen Besitzthums waren sie das einzige, wofür er noch ein Interesse zeigte. Aber die natürliche Sorgfalt, die echte rechte Vaterliebe war es bei alledem nicht. Der Graf liebte in seinen Söhnen mehr seine künftigen Erben, die dereinstigen Stammhalter seines Geschlechts, als seine Söhne, sie standen seinem Stammbaum näher als seinem Herzen.

Daher auch dieser unverkennbare Vorzug, den er dem Erstgeborenen ertheilte und der so groß war, daß er selbst sich nicht die geringste Mühe gab, ihn zu verheimlichen. Um nämlich einer ähnlichen Zersplitterung der Familiengüter, wie sie sein Haus schon einmal betroffen, für die Zukunft möglichst vorzubeugen und diesen umfangreichen Grundbesitz, den er mit soviel Mühe wieder zusammengebracht hatte, für alle Folgezeit ungeschmälert bei seinen Nachkommen zu erhalten, hatte er bei seinem Landesherrn die Erlaubniß nachgesucht, aus dem größten Theil seiner Besitzungen ein Majorat zu stiften, das als solches immer nur an den Erstgeborenen des Geschlechts übergehen sollte. Da damals, wie schon erwähnt, in der Politik ganz ähn=

liche Restaurationsbestrebungen vorwalteten wie diejenigen, die der Graf im kleinen mit so glücklichem Erfolg durchgesetzt hatte, so wurde seinem Gesuch gern gewillfahrt.

Seitdem war Hubert — dies war der Name des Erstgeborenen — der Augapfel des Grafen. Jeder seiner Wünsche wurde ihm gewährt; alle Hausgenossen, vom untersten Stallknecht angefangen bis hinauf zu seinem Bruder Erdmann, mußten sich seinem Willen fügen; ja der Graf selbst behandelte ihn nicht blos mit einer Nachgiebigkeit, sondern sogar mit einer gewissen Zuvorkommenheit, einer gewissen Wärme der Empfindung, beinahe — wenn dies Wort überhaupt auf den Grafen noch gepaßt hätte — durfte man sagen mit einer Art von Herzlichkeit, von der übrigens jede Spur in ihm seit lange erloschen war.

Allein gerade zwischen dem Erstgeborenen Hubert und seinem Vater bestand ein Widerspruch der Charaktere und eine Verschiedenheit der Neigungen, die durch keine gegenseitigen Liebkosungen verwischt werden konnte und die immer deutlicher hervortrat, namentlich auf seiten Hubert's, je mehr derselbe heranwuchs. Der Graf war ernst, verschlossen, finster; gewohnt immer nur zu befehlen, hatte er selbst gegen diejenigen, die seinem Herzen am nächsten standen, ein gewisses barsches, hochfahrendes Wesen angenommen, das sich auch da äußerte, wo er selbst es gar nicht äußern wollte. Das harte Verfahren, das er so viele Jahre hindurch wider seine Gegner beobachtet, hatte ihn überhaupt hart und herrisch gemacht; immer nur darüber nachgrübelnd, wie sein Reichthum zu befestigen und zu vergrößern, hatte er es verlernt, sich mit Menschen

menschlich zu freuen, sein Antlitz war stets finster, sein Auge drohend, seine Stimme rauh und gebieterisch.

Hubert dagegen war ein Knabe von ungemein weichem und lebhaftem Gemüth. Er hatte in seiner Natur etwas mädchenhaft Hingebendes; die tiefinnige Weiblichkeit seiner Mutter, diese widerspruchslose, treu ausharrende Duldsamkeit, die sie Zeit ihres Lebens geübt und die ihr einziger, wenig beachteter Schmuck gewesen war, hatte sich in ihm gleichsam verkörpert. Daneben aber zeigten sich auch einzelne Züge, die an den Vater erinnerten. Und zwar waren es gerade die schroffsten Seiten des väterlichen Charakters, die in ihm wieder auftauchten. Für gewöhnlich weich, nachgiebig, schüchtern, fast bis zum Kindischen, konnte er, auf einen gewissen Punkt gebracht, doch auch einen wahrhaft ehernen Trotz entwickeln. Freilich hielt derselbe gewöhnlich nicht lange an, aber gerade diese raschen Uebergänge von Zorn und Nachgiebigkeit, von Eigensinn und Fügsamkeit standen mit dem gleichmäßig ernsten, durch und durch consequenten Wesen des Vaters in um so grellerm Widerspruch und machten ein gegenseitiges Verständniß um so schwieriger, da jeder in dem andern nur das sah, was seiner eigenen Natur zuwiderlief.

Erdmann, der zweite Sohn, war dem Vater ungleich verwandter; es war in ihm dieselbe Energie, dieselbe Festigkeit des Entschlusses, dieselbe zähe männliche Ausdauer. Nur daß in der Seele des Knaben gleichzeitig noch alle jene zartern Empfindungen lebendig waren, welche die frostige Hand der Erfahrung in dem Herzen des Alten längst ausgelöscht hatte. Erdmann, trotz seines

ernsten Wesens, trug doch in der Stille seines Herzens ein heißes, sehnsüchtiges Liebebedürfniß; mit einer stillen Eifersucht, die er sich selbst nicht gestehen mochte, empfand er den Vorzug, den der Vater dem Erstgeborenen gewährte. Es war nicht deshalb, weil Hubert der künftige Majoratsherr war; es müßte ein sehr verderbtes Knabenherz sein, das in so frühen Jahren schon den eigenen Bruder um Rang und Reichthum und ähnliche äußere Vorzüge beneiden könnte. Nein, nur die größere Zärtlichkeit des Vaters war es, um die er ihn beneidete, nur dieser weichere Ton der Stimme, dieser sanftere Blick des Auges, mit dem der Vater sich zu Hubert wendete, während er für den Zweitgeborenen nur dieselben kurzen, herrischen Befehle, dieselben finstern drohenden Blicke hatte, die allen übrigen in seiner Umgebung zu Theil wurden.

Es braucht unter diesen Umständen wol kaum erst gesagt zu werden, daß das Leben in dem Oberndorf'schen Hause, trotz alles Reichthums und äußern Glanzes, im ganzen doch nur ein ziemlich freudloses war. Die Knaben wuchsen heran, ohne eine eigentliche Jugend gehabt zu haben; sie verließen, als die Zeit dazu gekommen war, das väterliche Haus, ohne Schmerz, ohne Sehnsucht, mit dem Gefühl eines Sklaven, der endlich die verhaßte Kette hinter sich schleudert.

Der Graf, der, wie wir uns erinnern, selbst in seiner Jugend ein flotter Cavalier gewesen war, wollte auch seine Söhne als echte Cavaliere erzogen wissen; so zurückhaltend er auch sonst in seinen Ausgaben war, so glaubte er es doch seinem Stande schuldig zu sein, ihnen in dieser

Hinsicht keine Beschränkungen aufzuerlegen. Nur vom Hofdienst wollte er nichts hören, sei es, daß ihm die Nachtheile noch vor Augen standen, die das Hofleben so vielen seiner Vorfahren und namentlich seinem eigenen Vater gebracht hatte, sei es, daß er sich zu vornehm dünkte und von zu reinem Blute, um seine Söhne etwa als Jagdjunker hinter dem Stuhl des Herzogs stehen zu sehen — sie, welche sich eines ältern und fleckenlosern Stammbaums erfreuten als der Herzog selbst!

Als die jungen Leute dagegen den Wunsch äußerten, einige Zeit in das Militär zu treten, so ging er auf diesen Wunsch bereitwillig ein; die Armee schien ihm die beste Schule für einen jungen Edelmann, zumal für einen Oberndorf, der sich, meinte er, frühzeitig an das Commandiren gewöhnen müsse.

Durch seine Verbindungen gelang es ihm ohne Mühe, die Söhne als Offiziere in einem Reiterregiment des benachbarten Fürstenthums unterzubringen. Es war ein lockeres lustiges Leben bei dem Regiment, und die beiden jungen Grafen, die sich so auf einmal aus der strengen väterlichen Zucht in die volle ungebundene Freiheit versetzt sahen, jung, reich, übermüthig wie sie waren, erfreuten sich bald der zweideutigen Ehre, als die Wildesten unter den Wilden, die Tollsten unter den Tollen zu gelten. Der alte Graf zeigte sich gegen ihre jugendlichen Thorheiten lange Zeit überaus geduldig; es war ihm eben recht und schmeichelte seinem Ehrgeiz, daß zwei Grafen Oberndorf, seine Söhne, aus demselben Geschlecht, das so lange Zeit nur wegen seiner

zerrütteten Finanzen bald bemitleidet, bald behohnlacht worden war, jetzt alle Kameraden ausstachen und sich die theuersten Pferde halten, die kostspieligsten Wetten eingehen, das höchste Spiel spielen konnten beim ganzen Regiment.

Siebentes Kapitel.

Eine unerwartete Störung.

Inzwischen warnt ein altes Sprichwort, daß der Krug immer nur so lange zum Wasser geht, bis er bricht, und auch in diesem Falle sollte die Wahrheit desselben sich bestätigen. Jahrelang hatte der Graf alle Berichte, die ihm über das lockere Leben seiner Söhne zu Ohren kamen, nur mit behaglichem Lächeln angehört, jahrelang die zahlreichen Anweisungen, die ihm im Namen derselben präsentirt wurden, mit einer Kaltblütigkeit honorirt, die ihm die gerechte Bewunderung aller jungen leichtfertigen Erben erwarb.

Aber auf einmal war der Faden seiner Geduld doch gerissen. Was eigentlich den Ausschlag gegeben, darüber wurde man im Publikum niemals ganz klar. Doch mußten die vorgefallenen Excesse ziemlich bedeutend sein; das Regiment wurde in eine andere Garnison verlegt, die beiden jungen Grafen aber quittirten den Dienst — man wußte im Publikum wiederum nicht zu sagen, ob freiwillig, ob auf Befehl ihres Vaters, oder ob etwa gar infolge höherer Weisung.

Vielleicht was den Grafen Hubert, den künftigen Majoratsherrn, anbetraf, war der Grund, weshalb er den Dienst so eilig verließ, auch noch ein ganz anderer und sehr unverfänglicher. Der alte Graf hatte an sich selbst erfahren, daß es kein besseres Mittel gibt, einen jungen Mann solid zu machen, als die Ehe. Auch Hubert, als der eigentliche Stammhalter des Geschlechts, sollte heirathen; er sollte dann das Stammgut Oberndorf zur Bewirthschaftung übernehmen und sich unter den Augen des Alten zum guten Hausvater und Landwirth heranbilden.

Der Alte, bei dem dieser Plan seit Jahren feststand, hatte auch schon längst in aller Stille Musterung gehalten unter den Töchtern des Landes, und ohne daß Hubert das Mindeste davon ahnte, hatte er nicht nur seine Wahl getroffen, sondern auch mit den Aeltern der Braut war alles Nöthige festgesetzt und verabredet worden. Es war eine weitläufige Anverwandte des Oberndorf'schen Hauses, also jedenfalls von reinstem Blute, dabei jung, hübsch, von angenehmen Manieren. Und da auch die Vermögensverhältnisse der Braut in wünschenswerthester Ordnung waren, so fand die Wahl im Kreise der Vettern und Freunde allgemeinen Beifall, und jeder lobte den Alten wegen der Geschicklichkeit, mit welcher er den Freiwerber seines Sohnes gemacht.

Nur Hubert selbst schien bei alledem kein besonders glücklicher Bräutigam. Ueberhaupt hatte er sich, seit er aus der Garnison zurückgekehrt war, merkwürdig verändert. Aus dem leichtfertigen, lebenslustigen Cavalier war ein trüber, in sich verschlossener Kopfhänger geworden; er zog die Einsamkeit jeder Gesellschaft vor; selbst die Nähe seiner

Braut, jung und blühend wie sie war, vermochte ihm kein Lächeln abzugewinnen.

Die Aerzte, welche deshalb zu Rathe gezogen wurden, erklärten diesen für einen jungen Mann in Hubert's Lage so befremdlichen Gemüthszustand für eine Folge seiner erschütterten Gesundheit. Hubert's Körper war niemals der stärkste gewesen; das ausgelassene Soldatenleben hatte ihn noch mehr heruntergebracht. Er war offenbar krank, kränker als der Vater ahnte und als er selbst zugestehen wollte; bleich und hohläugig, von innerer Unruhe getrieben, schlich er aus einem Zimmer ins andere; die ehedem so zierliche Gestalt war zusammengebrochen, das einst so leuchtende Angesicht hatte einen kränklichen greisenhaften Ausdruck angenommen. — Mitunter rüttelte er sich dann wol aus seiner Versunkenheit empor, aber dieses Aufflackern hatte etwas so Erzwungenes, diese Momente plötzlicher Lustigkeit zeigten etwas so Gewaltsames, daß sie nur als ein neues Krankheitssymptom betrachtet werden mußten.

Unter diesen Umständen riethen die Aerzte dringend, die Hochzeit noch zu verschieben; eine größere Reise, ein längerer Aufenthalt in einem mildern Klima würden die unnatürliche Aufregung der Nerven besänftigen und seine schwer angegriffene Gesundheit wiederherstellen.

Allein der Alte wollte von keinem Aufschub wissen. Die Ehe, meinte er mit frivolem Lächeln, sei die beste Cur gegen überreizte Nerven; was jetzt an Hubert nage, sei nur der Müßiggang und die Sehnsucht nach den verschwundenen Freuden der Garnison; wenn er sich nur erst als Hausvater fühle, in seinen neuen Rechten und Pflichten, werde er auch schon seine frühere gute Laune wieder-

gewinnen. — Weder Hubert's Braut noch deren Aeltern hatten eine Ahnung von dem eigentlichen Zustand des Verlobten; die letztern sahen ihn stets nur bei gelegentlichen Besuchen, und da der junge Mann sich dann immer möglichst zusammennahm, so ließen sie sich gern überreden, daß sein Uebel von keiner großen Bedeutung und daß das gemächliche Leben an der Seite einer jungen liebenswürdigen Frau ihn bald wieder völlig herstellen würde.

So wurde der Tag der Hochzeit also festgesetzt. Unmittelbar nach derselben sollte das junge Paar eine größere Reise antreten. Bis zu ihrer Zurückkunft hoffte der Graf den Bau des neuen Schlosses, den er seit einiger Zeit wieder mit großem Eifer betrieb, vollendet zu haben; er wollte es dann gemeinschaftlich mit dem jungen Paare beziehen und an dem Anblick ihres Glücks — denn unter den Augen eines so zärtlichen Vaters, wie hätten sie anders sein können als glücklich?! — sein alterndes Herz erwärmen. Hubert ließ sich alle diese Anordnungen scheinbar ruhig gefallen. Auch war sein Vater allerdings nicht der Mann, der einen Widerspruch geduldet hätte, am wenigsten in einer so wichtigen, für die ganze Zukunft seines Hauses so entscheidenden Angelegenheit. Je näher der Tag der Vermählung rückte, desto einverstandener zeigte Hubert sich mit den Bestimmungen, die sein Vater getroffen; die Melancholie, die ihn so lange mit ihren finstern Netzen umsponnen, schien ihn zu verlassen, seine Braut war entzückt über seine Liebenswürdigkeit, und mit triumphirendem Lächeln rühmte der Alte sich, wie richtig seine Voraussetzungen gewesen und daß doch niemand die Eigenthümlichkeit seines Sohnes so gut kenne als er.

Und doch war diese Besserung nur eine scheinbare, die Willensstärke, mit der Hubert seine Krankheit niederkämpfte, nur eine erkünstelte gewesen. Am Morgen der Hochzeit selbst, da die Gäste schon versammelt waren, ja der Prediger schon hinter dem Altar stand, brach das verborgene Leiden des jungen Mannes aufs neue aus, und zwar mit einer Gewalt, die aller Kunst der Aerzte spottete.

Auch die Einzelheiten dieses Vorgangs waren in Dunkelheit gehüllt; hatten die Zeugen, sämmtlich der Familie angehörig, sich ein unverbrüchliches Stillschweigen gelobt, oder war der tiefere Zusammenhang ihnen selbst nicht näher bekannt geworden, genug, im Publikum wußte man nur, daß der Bräutigam, eben im Begriff das Jawort auszutauschen, von einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden war. Ein heftiges Nervenfieber war zum Ausbruch gekommen; wochenlang hatte das Leben des Kranken in der äußersten Gefahr geschwebt, und als es der Anstrengung der Aerzte endlich gelang, die Gewalt der Krankheit zu brechen, da war es doch nur ein halbes Leben, ja weniger als ein halbes, was sie ihm zurückgeben konnten.

Hubert blieb gemüthskrank; jene tiefe Verstimmung, jene quälende innere Angst, die so lange an ihm genagt, war zum vollständigen Irrsinn ausgeartet. Der Anblick seiner Braut, ja die bloße Nennung ihres Namens versetzte ihn in Raserei; auch gegen seinen Vater brach er in heftige Anfälle von Tobsucht aus. — Nicht nur die Sicherheit seiner Umgebung, auch die eigene Sicherheit des Unglücklichen machte es nöthig, ihn einer öffentlichen Heilanstalt zu übergeben. Aber auch hier blieben alle Mittel der Kunst vergeblich; das einzige, was sie zu

erreichen vermochten, war, daß die Heftigkeit der Paroxysmen allmählich nachließ und mehr in einen stillen, harmlosen Blödsinn überging.

Und gerade dies war die gefährlichste Wendung, welche die Krankheit des Unglücklichen nehmen konnte. Jene leidenschaftlichen Ausbrüche seines zerrütteten Gemüths hatten noch eine Hoffnung auf Wiederherstellung gelassen, sie zeigten noch eine gewisse Kraft des Widerstandes; die Abspannung, in die er jetzt versank, war die Abspannung des geistigen Todes, die Fittiche seiner Seele waren geknickt, und keine noch so tiefe Wissenschaft, keine noch so sorgfältige Pflege vermochten ihre zerstörte Schwungkraft wiederherzustellen.

Endlich, nach jahrelanger sorgfältiger Beobachtung und nachdem alle Hülfsmittel erschöpft waren, erklärten die Aerzte ihn einstimmig für unheilbar; er tobte nicht mehr, er wüthete nicht mehr — aber die Sonne seines Geistes war untergegangen und sollte sich niemals wieder erheben.

Achtes Kapitel.

Ersatz und Buße.

Den alten Grafen drohte dieser unerwartete Schlag, der ihn an seiner empfindlichsten Stelle, in seinem Erstgeborenen, der Hoffnung seines Geschlechts, betroffen hatte, im ersten Augenblick fast zu zerschmettern; man fürchtete anfangs für sein Leben, so gewaltig war sein Schmerz und mit solcher maßlosen Heftigkeit gab er sich ihm hin. Der sonst so ernste, finstere Mann schien seine Natur ganz verändert zu haben; mit einer Ausdauer, einer Zärtlichkeit, die von keiner Mutter hätte übertroffen werden können, saß er Tag und Nacht am Bette des Kranken, rückte ihm mit eigenen Händen die Kissen zurecht, reichte ihm die vom Arzt verordneten Mittel und setzte allen Vorwürfen und Verwünschungen, in welche der Unglückliche beim Anblick des Vaters auszubrechen pflegte, immer nur dieselbe unerschütterliche Sanftmuth entgegen.

Doch dauerte dies alles nur so lange, als die Aerzte noch Hoffnung zur Genesung ließen; von dem Augenblick an, da sie den Kranken für unheilbar erklärten, war auch

der väterliche Schmerz und die Theilnahme, von welcher der Alte bisher soviel rührende Beweise gegeben, wie mit einem Schwamm hinweggewischt. Seit die Pforte des Irrenhauses sich hinter dem Unglücklichen geschlossen, existirte er nicht mehr für ihn; er hatte ihn ausgestrichen aus dem Buch der Lebenden, selbst sein Name durfte nicht mehr vor ihm genannt werden. Welche Ansprüche an seine Zärtlichkeit durfte ein geisteskranker Sohn auch noch erheben? Durfte er einem Irren die Zukunft seines Hauses anvertrauen? Konnte ein Blödsinniger Majoratsherr werden? Ganz gewiß nicht; und da er, wie wir früher gehört haben, in Hubert immer nur den künftigen Majoratsherrn, den Erben seines Namens und seiner Reichthümer, niemals eigentlich den Sohn geliebt hatte, so mußte diese Liebe auch ganz folgerecht aufhören, seitdem ihr Gegenstand zu existiren aufgehört.

Dagegen wandte dieselbe sich jetzt mit der ganzen Energie, der ganzen Ausschließlichkeit, die dem äußerlich so kalten, strengen Manne überhaupt eigenthümlich war, seinem zweiten Sohne zu. Graf Erdmann hatte sich bei der unglücklichen Katastrophe, die seinen Bruder betroffen, wahrhaft musterhaft benommen. Schon während der monatelangen Verstimmung, die dem Ausbruch seiner Krankheit vorangegangen, hatte Hubert an ihm den treuesten und sorgfältigsten Pfleger gehabt; niemand verstand es so gut, die umdüsterte Seele des Leidenden aufzuheitern, niemand wußte die einzelnen Anfälle seines Trübsinns vor der Umgebung so geschickt zu verbergen als Erdmann.

Jetzt freilich, nachdem das Entsetzliche geschehen, machte er sich die bittersten Vorwürfe darüber, daß er so und

nicht anders gehandelt. Er klagte sich selbst an, durch die unzeitige Geschäftigkeit, mit der er den eigentlichen Zustand des Kranken zu verbergen gesucht hatte, den letzten furchtbaren Ausbruch nur befördert zu haben; hätte er dem Vater gleich anfangs offen gesagt, wie es eigentlich mit Hubert stand, oder hätte er nur wenigstens den Aerzten klaren Wein über die Gemüthsbeschaffenheit des Unglücklichen eingeschenkt, wer weiß, ob es nicht möglich gewesen wäre, der Katastrophe zuvorzukommen oder sie wenigstens minder heftig, minder zerstörend zu machen.

Was aber diese Selbstanklagen noch steigerte und ihren Stachel verschärfte, das war die ganz ungewohnte Zärtlichkeit, welche der Vater, nachdem Hubert's Schicksal sich einmal entschieden hatte, seinem Zweitgeborenen zuzuwenden anfing. Wie oft in frühern Jahren hatte Erdmann seinen Bruder um diese Zärtlichkeit beneidet! Wie schmerzlich hatte er es empfunden, daß er so sichtbar immer nur der zweite im Herzen seines Vaters war! Jetzt stand ihm niemand mehr im Wege, er war vollständig in alle Rechte eingetreten, die der alte Graf bis dahin nur seinem künftigen Nachfolger eingeräumt hatte — aber der Preis, um den er diesen Vorzug erlangt, machte ihn schaudern . . .

Mittlerweile betrieb der Graf die geschäftlichen Vorkehrungen und Einrichtungen, welche Hubert's unglücklicher Zustand erforderte, mit der gewohnten Umsicht und Pünktlichkeit. Da das übereinstimmende Urtheil der berühmtesten Aerzte Hubert für unheilbar erklärt hatte, so konnte natürlich keine Rede davon sein, daß er seinem Vater dereinst succedirte; Hubert war für alle bürgerlichen Verhältnisse so gut wie todt, und es gingen somit seine Erbansprüche

sowie überhaupt alle seine Rechte als künftiges Haupt der Familie auf Erdmann über.

Vergebens bat Erdmann den Vater, sich wenigstens einige Jahre noch zu gedulden; alles menschliche Wissen sei Stückwerk, solange noch ein Athem in Hubert's Brust, solange sei es auch noch möglich, daß die Sonne des Bewußtseins ihm wieder aufgehe.

Allein der alte Graf war ein viel zu pünktlicher Geschäftsmann, als daß er eine so wichtige Angelegenheit noch länger hätte sollen in der Schwebe lassen. Er selbst fühlte allmählich die Last der Jahre, die ganze Zukunft seines Hauses stand nur noch auf Erdmann; es hätte geheißen, das gesammte Werk seines Lebens zerstören und den so mühsam wiederhergestellten Glanz seiner Familie aufs neue der Ungewißheit preisgeben, hätte er noch länger zaudern wollen, die als unvermeidlich erkannten Schritte auszuführen. Hubert war successionsunfähig, er war überhaupt nur noch ein bloßer Name, ein Schatten ohne moralische und rechtliche Existenz; das war eine Thatsache, an der sich nichts mehr ändern ließ, auch nicht durch die sentimentalen Bedenken, die trügerischen Vertröstungen seines Bruders. In demselben Augenblick, da Hubert seiner unglücklichen Krankheit erlag, da der Faden dieses Daseins abriß, das gar kein Dasein mehr war, in demselben Augenblick trat natürlich Erdmann, als Zweitgeborener, in alle Rechte seines ältern Bruders. Aber die Nacht dieses Wahnsinns war vollkommen so tief wie die Nacht des Grabes. An die Stelle des gestorbenen Bruders zu treten, würde Erdmann selbst nicht das geringste Bedenken getragen haben; auch die Erbschaft des

Irrsinnigen, des aus der Reihe der Lebendigen Ausgestrichenen, durfte er anzunehmen nicht verweigern.

So wurde Hubert denn auf Antrag seines Vaters öffentlich für unfähig zur Erbfolge erklärt, während gleichzeitig Graf Erdmann, als Nächstberechtigter, in seiner Eigenschaft als künftiger Majoratsherr feierlich anerkannt und bestätigt ward. Vergeblich hatte Erdmann, dem diese ganze Verhandlung im höchsten Grade schmerzlich war, darauf gedrungen, daß wenigstens eine Clausel darin aufgenommen würde, dahin lautend, daß er lediglich als Bevollmächtigter und Stellvertreter seines Bruders zu betrachten und daß, sobald jener den Gebrauch seiner Geisteskräfte wiedererlange, er selbst gehalten sein solle, alle Rechte und Nutzungen, die ihm durch das Majorat zuflossen, an ihren ursprünglichen Inhaber zurückzugeben. Die Behörden erklärten eine derartige Clausel für ungültig und die Aerzte zuckten die Schultern über den leichtgläubigen Phantasten, der noch zu hoffen wagte, wo sie selbst, die erfahrenen Meister der Kunst, längst auf alle Hoffnung verzichtet hatten.

Nachdem dies leidige Geschäft solchergestalt geordnet, kehrte dem alten Grafen seine frühere Gemüthsruhe zurück. Das Wichtigste, was er auf Erden kannte, die Besitzfolge seines Hauses, war nun wieder gesichert; er hatte nun wieder einen Nachfolger, in dem er das künftige Haupt der Oberndorfe bewundern und von dem er hoffen konnte, daß er den Glanz des alten Geschlechts aufrecht erhalten würde.

Und wirklich zeigte sich Erdmann dazu noch ungleich geeigneter, als sein unglücklicher Bruder es jemals ge-

wesen war. Sein Körper war kräftig, seine Gesundheit fest, sodaß ihm eine lange Lebensdauer und eine blühende Nachkommenschaft gewiß schienen. Auch hatte er etwas von der praktischen Natur seines Vaters in sich; während Hubert, auch in seinen gesunden Tagen, sich nur ungern mit den Geschäften befaßt hatte, welche ihn als künftigen Verwalter so großer Besitzthümer erwarteten, war Graf Erdmann im Gegentheil ein geborener Geschäftsmann; der Landwirthschaft widmete er sich mit Eifer, und auch in allen sonstigen praktischen Verhältnissen zeigte er ebenso viel Scharfblick wie Geschicklichkeit. Mit dem Vater lebte er, seitdem Hubert's Name nicht mehr zwischen ihnen genannt ward, im besten Einvernehmen; seinen Winken und Befehlen auf halbem Wege entgegenkommend, führte er dieselben mit größter Pünktlichkeit aus, und lebte sich überhaupt in die Eigenthümlichkeiten des Alten dermaßen hinein, daß dieser selbst sich vollkommen befriedigt erklärte.

Ihren Gipfel erreichte diese väterliche Zufriedenheit, als Graf Erdmann, dem unablässigen Andringen des Alten nachgebend, sich endlich entschloß, zur Ehe zu schreiten. Hubert's Braut, aufs tiefste erschüttert durch das furchtbare Verhängniß, von dem sie so dicht an der Schwelle des geträumten ehelichen Glücks ereilt worden war, hatte den Entschluß gefaßt unvermählt zu bleiben. Das Schicksal machte es ihr leicht, ihrem Entschlusse treu zu bleiben. Noch bevor die Aerzte Hubert für durchaus unheilbar erklärt, war sie ihrem Kummer erlegen; ein Brustleiden, dessen Keim sie, wie sich jetzt erst zeigte, von früh an in sich getragen und das sich unter den erschütternden Eindrücken der letzten Jahre nur allzu rasch ent-

wickelt hatte, raffte sie dahin, eben da sie im Begriff war das wärmere Klima aufzusuchen, das man ihr behufs ihrer Wiederherstellung empfohlen hatte.

Doch war die Verstorbene nicht die einzige Tochter gewesen; sie hatte noch eine jüngere Schwester, die ebenso hübsch und ebenso liebenswürdig war wie jene. Der alte Graf sah darin einen Wink des Schicksals, daß das beabsichtigte Familienband dennoch geknüpft werden sollte. Ob der Bräutigam Hubert oder Erdmann hieß, ob die Braut die ältere oder die jüngere Tochter, das war dem Alten völlig gleichgültig, wenn er nur seine Absicht durchsetzte und eine Verbindung zu Stande brachte, die ihm in jeden Betracht angenehm und wünschenswerth erschien. — Von seiten der jungen Leute war keine Einsprache zu befürchten. Erdmann hatte sich überhaupt gewöhnt, allen Anordnungen seines Vaters blindlings zu folgen, die junge Dame aber hatte schon längst eine stille Zuneigung gefaßt für den reichen stattlichen Cavalier, der ihr einst zum Schwager bestimmt gewesen war und der sich bei dem Unglück, welches ihre Schwester betroffen, als ein so treuer und theilnehmender Freund erwiesen hatte.

Der alte Graf war unendlich glücklich, als diese Heirath endlich zu Stande gebracht war; er fühlte sich wieder ganz jung und frisch und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo seine Schwiegertochter ihm den ersten Enkel, als ein neues Unterpfand für den Glanz und die Fortdauer seines Hauses, in die Arme legen würde.

Allein so sehr er sich nach diesem Zeitpunkt sehnte und so nahe derselbe in der That auch war, so sollte er

ihn doch nicht mehr erleben. Seit dem unglücklichen Moment, da Hubert's Krankheit zum Ausbruch gekommen, war der Schloßbau, der sich, wie wir wissen, schon so manches liebe Jahr hinschleppte, völlig in Stillstand gerathen. Erst seit Erdmann ihm die ersehnte Schwiegertochter ins Haus geführt, hatte der Graf Anstalten getroffen, das langwierige Unternehmen wirklich zu Ende zu bringen; wenn ihr erstes Kind ein Knabe wäre, versprach er der jungen Frau scherzweise, so sollte das ganze prächtige Schloß ihr Eigenthum werden.

Aber der Dämon, der in diesen Bau gebannt war, ruhte noch immer nicht. Der alte Graf pflegte die Arbeiter, die jetzt wieder in großer Anzahl dabei thätig waren, persönlich zu beaufsichtigen; es war dies seine Lieblingsbeschäftigung, seitdem er den größten Theil seiner sonstigen Geschäfte an Erdmann übertragen hatte. Eines Abends blieb er länger auf der Baustelle zurück als gewöhnlich. Von bangen Ahnungen ergriffen, eilte Erdmann auf den Platz. Allein schon auf der Hälfte des Weges brachte man ihm den Alten entgegen — als blutbefleckte Leiche; sein Kopf war zerschmettert, eine tiefe Wunde klaffte quer über der Stirn.

In dieser kläglichen Verfassung, bereits ein Todter, war er in einem der halbvollendeten Gewölbe aufgefunden worden. Wie das Unglück sich eigentlich zugetragen, wollte niemand wissen; vielleicht war er, von einem plötzlichen Schwindel ergriffen, von den schwankenden Gerüsten hinabgestürzt, vielleicht auch hatte ein zufällig herabfallender Stein ihn erschlagen.

So die erste Nachricht. Allein ganz anders und noch viel erschütternder gestaltete die Sache sich, nachdem die Aerzte die Leiche untersucht hatten. Mit der größten Entschiedenheit nämlich behaupteten dieselben, die Verwundung, welche den Tod des Grafen herbeigeführt, könne ihm nur durch fremde Gewalt zugefügt sein. Infolge der Nachforschungen, die hierauf angestellt wurden, ergab sich in der That, daß der Graf kurz zuvor einen heftigen Wortwechsel mit einem der bei dem Bau beschäftigten Arbeiter gehabt hatte. Es war ein ehemaliger Bauer des Dorfs, einer von jenen, die der Graf von Haus und Hof herunterprocessirt hatte. In die tiefste Armuth versunken, ohne Zufluchtsstätte weit und breit, hatte der Unglückliche es endlich noch als eine Gnade betrachten müssen, ein dürftiges Unterkommen als Handlanger bei dem Schloßbau seines mächtigen Gegners zu finden. Man erinnerte sich jetzt oder glaubte sich wenigstens zu erinnern, daß der Mann schon früher allerhand finstere Drohungen gegen den Grafen ausgestoßen; auch machte das Elend, in welchem er sich befand, sowie das Gefühl des Unrechts, das er erlitten, eine That der Verzweiflung oder der Rache nichts weniger als unwahrscheinlich.

Was den Verdacht beinahe zur Gewißheit erhob, war, daß der vermeintliche Thäter seitdem spurlos verschwunden war. Erst einige Tage darauf gelang es, ihn in der Nachbarschaft, wo er sich bettelnd umhertrieb, aufzugreifen. Er hatte seinen Sohn bei sich, einen dreijährigen Knaben. Der Mann ließ sich widerstandslos verhaften; von dem Ende des Grafen behauptete er nicht

das Mindeste zu wissen. Um ihn mit der Leiche zu confrontiren, wurde er nach Oberndorf zurückgeführt. Allein noch in derselben Nacht erdrosselte er sich im Gefängniß, ohne daß ein Geständniß über seine Lippen gekommen war.

Neuntes Kapitel.

Graf Erdmann.

So furchtbare Ereignisse, so rasch hintereinander, Schlag auf Schlag, wären wol hinreichend gewesen, den stärksten Muth zu brechen und die heiterste Laune in Trübsinn zu verwandeln. An Muth fehlte es dem neuen Majoratsherrn nun zwar nicht; im Gegentheil, er besaß einen starken und mannhaften Geist, und die harte Schule, die er in dem jahrelangen ausschließlichen Umgang mit seinem Vater durchgemacht, hatte ihm eine immer größere Reife und Gediegenheit gegeben.

Aber an Lebenslust und Freude fühlte er sich allerdings vollständig verarmt; er wagte nichts mehr zu hoffen, nichts mehr zu wünschen; die Zukunft lag vor ihm, schwarz und düster wie das Leichentuch, das er soeben über den Sarg seines Vaters gebreitet hatte. Er war jetzt freilich einer der angesehensten Männer des Landes, Unzählige beneideten ihn und priesen ihn glücklich wegen seiner vornehmen Geburt, seines Reichthums, seiner einflußreichen Verbindungen. Allein indem er in Gedanken zurückblickte

auf den Weg, den sein Schicksal ihn bis hierher geführt — indem er an die Zelle im Irrenhaus dachte, die seinen unglücklichen Bruder beherbergte — indem er an den Schleier rührte, den furchtbar blutigen Schleier, der das Ende seines Vaters bedeckte — o wie erbärmlich kam ihm da alle diese Pracht und Herrlichkeit vor! wie gern hätte er mit dem letzten und ärmsten seiner Unterthanen getauscht! Es lag ein Fluch auf dem Hause der Oberndorfe, ganz gewiß, und er war der Erbe dieses Fluchs; willenlos, mit geschlossenen Augen, gleich dem armen Sünder auf dem Schaffot, bot er sein Haupt den finstern Mächten dar, die über seinem Geschlecht walteten und die ihn aufgespart zu haben schienen, damit er die volle Hefe des Unglücksbechers trinke.

Seine düstern Befürchtungen täuschten ihn nicht, der Grimm des Schicksals war in der That noch nicht gesättigt, es fand noch eine Stelle, sein Herz aufs neue zu verwunden. — Der Schreck, den das grauenvolle Ende ihres Schwiegervaters der jungen Gräfin verursacht, war die Veranlassung einer vorzeitigen Niederkunft gewesen. Das Kind, das sie zur Welt brachte, wurde nur mit Mühe am Leben erhalten; es war — eine Tochter. Seitdem kränkelte die Mutter; dasselbe Uebel, das ihre Schwester dahingerafft, drohte sich auch bei ihr zu entwickeln. Vom ersten Tage ihrer Krankheit an war Graf Erdmann auf das Aeußerste gefaßt; er hielt sich überzeugt, daß es für ihn kein Glück auf Erden mehr gebe, und daß es sein Schicksal sei, alle, die er liebte, vor sich dahinwelken zu sehen.

Ach und die Gräfin welkte so langsam dahin! Sie

schied so ungern von einem Leben, das noch so verheißungsvoll vor ihr lag und von dem sie noch so wenig gekostet! — Es war, wie wir uns erinnern, keine besonders glühende Leidenschaft gewesen, welche die beiden Gatten zueinander geführt hatte; sie waren weniger der Stimme ihres Herzens, auf die ja doch niemand gehört hätte, als dem Willen ihrer Aeltern und der Nöthigung der Verhältnisse gefolgt. Aber da beide von Haus aus gutgeartete und wohlwollende Naturen waren, so hatten sie sich rasch und glücklich ineinander eingelebt; es hatte verliebtere Ehepaare gegeben, ohne Zweifel, aber gewiß nur wenige, die einander aufrichtiger achteten und die fester entschlossen waren, durch gegenseitige treue Anhänglichkeit einander den rauhen Weg durchs Leben zu erleichtern.

Und auch diese treue, liebevolle Gefährtin, diesen letzten Halt, der ihm noch geblieben war, sollte der Bedauernswerthe nun verlieren. Die Krankheit der Gräfin machte langsame, aber unaufhaltsame Fortschritte. Mit dem wiederkehrenden Frühling löschte sie aus, sanft und still wie ein Licht; sie selbst hatte ihren Tod noch nicht so nahe geglaubt, sie starb mit einem Lächeln auf dem schönen blassen Angesicht.

Die Trauer des Grafen war tief und aufrichtig. Doch fühlte er die Nothwendigkeit, sich ihr nicht allzu sehr hinzugeben; auch war sein Herz von den wiederholten Streichen, welche ihn betroffen, allmählich hart und fühllos geworden. Den Gedanken einer zweiten Vermählung, der ihm von verschiedenen Seiten nahe gelegt ward, wies er mit Abscheu zurück. Mochte ihm immerhin dereinst Schild und Helm zertrümmert in die Gruft nachgesandt werden: er

wußte, wie wenig Segen dabei war, Majoratsherr von Oberndorf zu sein, und blieb daher unberührt von dem Verlangen, die Last, die ihn fast erdrückte, einem Erben seines Bluts nachzulassen.

Noch indessen lag diese Last auf ihm, noch war er Herr und Besitzer dieser Güter, die sein Vater mit so vieler Anstrengung wieder zusammengebracht hatte, und so mußte er auch den Pflichten genügen, welche diese Stellung ihm auferlegte. Kein Schmerz ist so tief, kein Kummer so nagend, daß er einer geregelten Thätigkeit auf die Dauer widerstehen könnte. Es ist der Segen, der auf der Arbeit ruht, daß sie auch das gepreßteste Herz frei, die düsterste Stirn heiter macht; mit der wohlthätigen Ermüdung, die sich nach redlich vollbrachtem Tagewerk über unsere Glieder ergießt, breitet sich auch eine Ahnung des Friedens, ein leiser Hauch abendlicher Ruhe über das stürmische Meer unserer Seele.

Auch Graf Erdmann empfand diesen Segen der Arbeit; er empfand ihn um so lebhafter, je mehr er es für die Aufgabe seines Lebens erkannte, gut zu machen, soweit es noch in menschlichen Kräften stand, was sein Vater versehen, und dadurch, wenn irgendmöglich, den Fluch zu lösen, oder doch wenigstens zu beschwichtigen, unter dessen ehernem Druck alle Blüten und Knospen seines Lebens dahingewelkt waren. Solange der alte Graf gelebt, hatte der Sohn ihm einen unbedingten und widerspruchslosen Gehorsam gewidmet; jetzt, da das finstere Auge geschlossen, der herrische Mund verstummt, da, mit Einem Wort, der Bann gelöst war, dieser wunderbare, unerklärliche Bann, in welchem der Alte von jeher alle gehalten, die jemals

mit ihm in Berührung gekommen — jetzt erst wagte Erdmann es sich zu gestehen, daß sein Vater viel ungesühntes Unrecht zurückgelassen und daß es einer langen und unermüdlichen Thätigkeit bedurfte, um nur die Hälfte der Wunden zu heilen, die der gewaltthätige Sinn des Alten, seine Habsucht, sein Ehrgeiz, seine Gleichgültigkeit gegen das Wohl und Wehe seiner Nebenmenschen geschlagen. — Erdmann glaubte jetzt zu verstehen, woher dies Strafgericht stammte, mit dem der Himmel ihn und die Seinen so sichtbarlich heimsuchte: das Gut der Oberndorfe war mit zu viel Schweiß und Blut zusammengekittet, es konnte kein Segen ruhen auf einem Besitzthum, an welchem soviel lautes und verborgenes Unrecht haftete. Es war ihm eine eigenthümliche schmerzliche Freude, zu denken, daß er sich und sein persönliches Glück hingebe als Opfer für die Vergangenheit. Vielleicht gelang es ihm die Zukunft damit zu retten; vielleicht ließ das Schicksal sich genügen an dem, was von ihm erduldet war, und indem er selbst aus der Ringbahn des Glücks bescheiden zurücktrat und auf alle Genüsse des Lebens verzichtete, machte er vielleicht Raum für ein neues Geschlecht, ein Geschlecht, das keinen Theil hatte an dem begangenen Unrecht und dem daher auch aus der dunkeln Saat des Unglücks neue Freude und neue Hoffnung erblühen konnte. —

Der nächste und dringendste Gegenstand seiner Sorge war sein Bruder Hubert. Die Voraussagung der Aerzte bewahrheitete sich nur allzu sehr; die Nacht, die seine Seele umschleiert hielt, blieb undurchdringlich. Doch hatte sein Zustand sich auch nicht weiter verschlimmert; es war eine bunte Welt abenteuerlicher, doch harmloser Ideen

und Vorstellungen, in welcher der Unglückliche lebte, ohne sich oder seiner Umgebung das mindeste Leid zuzufügen. Wer das ewig lächelnde Antlitz des Kranken sah, der gewann leicht die tröstliche Ueberzeugung, daß er selbst von seinem Elend keine Ahnung hatte, vielmehr im Gegentheil: Hubert fühlte sich in seinem Irrsinn zufrieden und glücklicher, als es viele Menschen mit gesunden Sinnen thaten — zum Exempel sein eigener Bruder, der vielgepriesene und beneidete Majoratsherr von Oberndorf.

Unter diesen Umständen erschien es dem letztern als eine Art von Ehrenpflicht, den Unglücklichen nicht länger der Pflege einer Heilanstalt zu überlassen, sondern ihn in seinem eigenen Hause aufzunehmen. Der Versuch war gewagt, aber er gelang vollkommen; die brüderliche Liebe feierte einen schönen und rührenden Sieg. Nur anfangs, da Hubert, zum ersten mal wieder durch den langen düstern Ahnensaal wandelnd, das Bild seines verstorbenen Vaters erblickte, war er heftig zusammengefahren; eine unerträgliche Angst schien ihn bei dem Anblick zu befallen und mit eiligen Schritten, unter kläglichem Wimmern, flüchtete er sich in den entlegensten Winkel des Hauses.

Mit der Zeit jedoch verloren sich diese Anfälle, ja es gewann im Gegentheil den Anschein, als ob die bekannten Räume, in denen er einst seine Kindheit verlebt, eine Art von Dämmerlicht in die Seele des Kranken warfen; er wurde nach seiner Art gesprächig und mittheilsam und äußerte an diesem und jenem, was in seiner Umgebung vorging, eine Art kindischer Freude. — Hubert's Lieblingsbeschäftigung war, mit bleiernen Soldaten zu spielen; auch zeichnete er gern Schlachtpläne und saß ganze Nächte

hindurch auf, um in einer wunderlich phantastischen Sprache Berichte abzufassen über angebliche Gefechte, die er bestanden haben und aus denen er soeben siegreich zurückgekehrt sein wollte — Reminiscenzen, wie man sieht, aus der Zeit seines Offizierstandes, aber auch die einzigen, die ihm aus dieser Epoche geblieben waren. Ebenso liebte er es, sich vorlesen zu lassen, vorzüglich historische und militärische Werke. Am häufigsten aber ließ er sich Scenen aus der Französischen Revolution vortragen; es war ein wunderbar unheimlicher Ausdruck, gemischt aus Grausen und Wohlbehagen, der auf seinem Antlitz lagerte, indem er den Schilderungen aus der Zeit der Schreckensherrschaft zuhorchte; seine zerrüttete Phantasie, im übrigen so sanft und kindlich, schien sich zu weiden an den Strömen Blutes, welche damals geflossen, während die einzelnen Bemerkungen, mit welchen er die Lectüre gelegentlich unterbrach, ein seltsames Gemisch von Scharfsinn und Verkehrtheit zeigten.

Freilich kamen nach solchen verhältnißmäßig lichten Zeiten auch wieder andere, wo der Unglückliche völlig in sich selbst versank und für jeden Trost, jeden Zuspruch unzugänglich wurde. Eine furchtbare Unruhe schien ihn alsdann zu peinigen; rastlos, Tag und Nacht, lief er die Gänge des Hauses auf und ab, mit verwirrten Blicken in allen Winkeln umherspähend und mit den Händen in die Luft greifend, gleich als suche er etwas, was er niemals finden, als wolle er etwas erfassen, das er nicht erreichen konnte . . .

Allein auch während dieser Anfälle, die natürlich für die Hausgenossen viel Lästiges und Unbequemes hatten und

eine unausgesetzte Aufmerksamkeit erforderten, blieb die Duldsamkeit und Liebe, mit welcher Graf Erdmann seinen unglücklichen Bruder behandelte, unveränderlich. Erdmann sah in Hubert noch immer den ältern Bruder, den eigentlichen Erben und Nachfolger seines Vaters, während er selbst sich nur als seinen Stellvertreter betrachtete. Nicht nur von der Dienerschaft, sondern auch von den Anverwandten und Freunden des Hauses durfte Hubert niemals anders genannt werden als „der Herr"; Erdmann selbst nannte ihn stets nur bei diesem Namen. So oft Hubert in den lichten Momenten seiner Krankheit das Familienzimmer betrat, erhob sein Bruder sich und räumte ihm den obersten Platz am Tische. Die Geduld, mit welcher er den wirren Reden des Kranken zuhörte oder seine wunderlichen Fragen beantwortete, war unerschöpflich; so schroff und ablehnend Graf Erdmann, in dieser Hinsicht der echte Sohn seines Vaters, sich übrigens in allen geselligen Beziehungen zeigte, so sanft und nachgiebig, beinahe demüthig, erwies er sich gegen den kranken Bruder.

Und zwar geschah dies alles wie etwas, das sich ganz von selbst verstand, ohne den geringsten Zwang, ohne die mindeste Ostentation, lediglich als ein Ausfluß der innigen Zärtlichkeit und der wahrhaft brüderlichen Hingebung, die Graf Erdmann dem Unglücklichen unveränderlich bewahrt hatte. — Fremde, die zuerst Zeugen dieses seltsamen Verkehrs waren (wiewol es deren bei der Zurückgezogenheit, in welcher der Graf lebte, auf Schloß Oberndorf nur sehr selten gab) rümpften anfangs wol die Nase und machten sich in der Stille lustig über diese ganz ungewöhnliche Zuvorkommenheit, um nicht zu sagen: diese Ehrerbietung,

mit welcher hier die Gesunden den Kranken, die Verständigen den Irrsinnigen behandelten. Allein der Graf ließ sich dadurch nicht stören; auch war der moralische Zwang, den er auf seine Umgebung ausübte, so groß, die Zärtlichkeit, die er dem Unglücklichen widmete, so aufrichtig und tiefempfunden, daß die Spötter in unwillkürlicher Hochachtung verstummten und der Weise des Hauses, in dem es einmal hergebracht war, Hubert's Krankheit möglichst zu ignoriren und ihn fast wie einen Gesunden zu behandeln, sich auch ihrerseits anschlossen. —

Nächst dem Schicksal seines Bruders lag dem Grafen nichts so sehr am Herzen als die Verwaltung seiner Güter; er zeigte in dieser Hinsicht ganz dieselbe Umsicht und Thätigkeit wie sein Vater. Allein wenn jener nur darauf bedacht gewesen war, den Umfang seiner Besitzungen zu erweitern und ihren Ertrag zu steigern, so war es weit weniger sein eigener Nutzen als vielmehr das Wohl seiner Unterthanen, ihr materielles sowol als ihr geistiges, was den Grafen vorzugsweise beschäftigte. Sein Vorgänger, wie früher erzählt worden, hatte die selbständigen Besitzer, die sich auf dem ehemaligen Grund und Boden der Oberndorfe angesiedelt, theils in Güte, theils mit Gewalt entfernt und statt ihrer eine Bevölkerung von Tagelöhnern und Colonisten herbeigezogen, deren sittliche Unzuverlässigkeit mit der Unsicherheit und Abhängigkeit ihrer äußern Existenz in genauester Uebereinstimmung stand; Graf Oberndorf war berühmt als der reichste Grundbesitzer des Landes, aber die Unterthanen dieses reichsten Grundbesitzers waren bekannt als das trägste und nichtsnutzigste Gesindel, das weit und breit anzutreffen.

Hier nun vor allem suchte Graf Erdmann zu bessern und wiederherzustellen, was noch möglich war. Und viel war das freilich nicht. Jenes frühere selbständige Geschlecht war vernichtet, es war weggezogen, verdorben, gestorben; er konnte es nicht zurückrufen, konnte und durfte überhaupt nichts Wesentliches an dem Besitzstand ändern, da ihm selbst ja durch die Majoratsordnung die Hände gebunden waren.

Dagegen that er alles, was in seinen Kräften stand, die äußere Lage seiner Colonisten zu erleichtern und damit zugleich ihre sittliche Bildung und Erziehung zu heben. Beim Tode seines Vaters hatte das Dorf zunächst beim Schlosse nur aus einer Anzahl elender Hütten bestanden; Graf Erdmann führte es von Grund aus neu auf, während er zugleich die Abgaben und Pachtbeträge ermäßigte, sie auch wol in Zeiten der Noth ganz und gar erließ. Die Schulen, um welche der alte Graf sich blutwenig bekümmert hatte, bildeten für Erdmann einen Hauptgegenstand seiner Sorge; er besuchte sie häufig in Person, ermahnte die Kinder mit Nachdruck zum Guten, ließ auch einzelne, die besonders dürftig waren oder besondere Fähigkeiten zeigten, auf seine Kosten erziehen. Ueberhaupt nahm er, trotz seines rauhen verschlossenen Wesens, an dem Wohl und Wehe seiner Unterthanen den lebhaftesten Antheil; er verfolgte das Schicksal der einzelnen mit großer Aufmerksamkeit und versäumte keine Gelegenheit, seine Theilnahme durch die That an den Tag zu legen.

Leider erntete er damit in den meisten Fällen nur wenig Dank. Die äußerlich finstere Art und Weise, mit der er seine Wohlthaten ertheilte, nahm ihnen in den

Augen derer, welche sie empfingen, den größten Theil ihres Werths. Ein Herr, der sie nach Umständen tüchtig geschunden hätte, im übrigen aber fünf gerade sein ließ, wäre diesen Leuten lieber gewesen als die ernste, immer gleichmäßige, immer geräuschlose Wohlthätigkeit des Grafen. Sie wollten lieber etwas geplagt sein, wenn sie dafür nur volle Freiheit hatten, ihren schlechten Neigungen zu leben, wie sie wollten; sich so unaufhörlich zum Guten antreiben, so unausgesetzt von dem Auge dieses ewig wachsamen, von allem wissenden, sich um alles bekümmernden Gebieters controliren zu lassen, erschien ihnen als das härteste Joch, das sich irgend erdenken ließ.

Auf diese Weise kam es, daß Graf Erdmann, obgleich er für das Wohl seiner Unterthanen eifriger besorgt war und sich ihrer mit größerer Gewissenhaftigkeit annahm als irgendeiner seiner Standesgenossen, dennoch nichts weniger als beliebt war. Der Graf gab mit vollen Händen, aber er gab mit finsterer Miene; er baute Schulen und Kirchen, aber er verminderte die Zahl der Wirthshäuser; er unterstützte die Armen und Kranken, aber mit unerbittlicher Härte verfolgte er alle Vagabunden und Müßiggänger.

Und da nun gerade diese die Mehrzahl dieser zusammengelaufenen Bevölkerung bildeten, so war es sehr natürlich, daß er, trotz seines unzweifelhaften Edelmuths, von dem aber niemand erfuhr, am wenigsten durch ihn selbst, nah und fern, bei vornehm und gering, in den Ruf eines harten, strengen und gewaltthätigen Herrn gerieth. Es war der Ruf, in dem sein Vater gestanden; und da die Welt immer geneigter ist, das Böse zu glauben als das Gute, so übertrug sie ihn, ohne lange Ueberlegung,

auch auf den neuen Gebieter, zumal derselbe in seinem Aeußern ebenso schroff war und ebenso kurz angebunden wie sein Vorgänger.

Auch noch ein anderer Umstand trug dazu bei, dem Ruf des Grafen zu schaden: er machte nicht die mindesten Anstalten, den Schloßbau, der seinen Vater so viele Jahre beschäftigt hatte, wenn auch freilich mit mancherlei Unterbrechungen, zu Ende zu führen, im Gegentheil, er ließ das fast vollendete Gebäude absichtlich in Trümmer zerfallen. An und für sich zwar war auch das sehr natürlich. Der Graf war der letzte seines Geschlechts, der größere Theil seiner Besitzungen mußte nach seinem Tode auf entfernte Verwandte übergehen; welchen Sinn hätte es für ihn gehabt, ein Gebäude zu vollenden, das nach der Absicht seines Gründers den wiederhergestellten Glanz eines Geschlechts verherrlichen sollte, das schon in diesem Augenblick wieder seinem Erlöschen so sichtbar entgegenging.

Auch hielt sich der Graf so zurückgezogen von allem geselligen Treiben, seine Lebensweise war so einfach, seine Bedürfnisse so gering, daß das alte unansehnliche Herrenhaus für ihn mehr als genügend war. Und endlich hafteten an diesem Gebäude so peinliche Erinnerungen, so blutige Schatten waren an diese Mauern gebannt, daß es ihm schon um deswillen nicht zu verdenken war, wenn er die einfache bescheidene Wohnung inmitten des blühenden Gartens den öden Prachtsälen des Schlosses vorzog. —

Freilich hatte der Bau eine Masse von Händen beschäftigt und zahlreichen Tagelöhnern von nah und fern Unterhalt gegeben; diese beschwerten sich nun über den

neuen Herrn und klagten, daß sie durch seine unzeitige Sparsamkeit Arbeit und Brot verloren.

Allein der Graf war bereits daran gewöhnt, sich mit seinen edelsten Absichten, seinen bestgemeinten Planen verkannt zu sehen; er ließ die Leute sprechen, was ihnen beliebte, und verfolgte hierin wie in allen andern Stücken den Weg, den er sich einmal vorgesetzt hatte — den ernsten, freudlosen Weg unerschütterlicher Pflichterfüllung, von keiner Blume der Freude eingefaßt, nur unablässig vorwärts strebend, weiter und weiter durch den heißen Sonnenbrand des Lebens . . .

Zehntes Kapitel.

Die Tante.

Keine Blume der Freude, sagten wir soeben, habe den einsamen Weg des Grafen geschmückt. Es war zu viel gesagt, wir müssen widerrufen: ja, eine doch — seine Tochter. Es war ein liebliches blühendes Kind, das inmitten dieser trüben einförmigen Umgebung so lustig aufwuchs und sich so ungestört entwickelte, als ob der reinste heiterste Himmel häuslichen Glücks über ihr gelacht hätte. Der Graf liebte sie aufs zärtlichste. Aber wie sein ganzes Wesen nun einmal ernst und finster geworden war, so hatte auch seine Zärtlichkeit wenig oder nichts, was ein heranwachsendes Kind, ein junges Mädchen ermuthigen und beglücken konnte. Auch Franziska — dies war der Name des Kindes — liebte ihren Vater, aber noch mehr, als sie ihn liebte, fürchtete sie ihn; der Ausdruck der Schwermuth, der auf seiner Stirn lag, sein wortkarges, düsteres Wesen schnürte ihr die kleine Kehle zu und ließ sie verstummen mitten in ihren heitersten Spielen, sowie der Vater zu ihr ins Zimmer trat.

Dem Grafen entging das nicht; mit jenem Scharfsinn, der den Unglücklichen eigenthümlich ist und den sie so gut anzuwenden wissen, wo es sich darum handelt, die Last ihres Kummers noch zu vermehren und den dürftigen Tropfen Balsam, den ein mitleidiges Schicksal ihnen reicht, ebenfalls in Gift zu verwandeln, erkannte er das fremde schüchterne Wesen, das die Kleine gegen ihn beobachtete. Kinder und Irre haben eine gewisse Verwandtschaft; beide leben nur dem Augenblick, unbekümmert um die nüchterne Wirklichkeit der Dinge, und tauchen gern und willig in das Meer der Bewußtlosigkeit unter. Auch die kleine Franziska hielt sich lieber zu dem närrischen Oheim mit dem alten gutmüthigen Kindergesicht, das oft so wunderbar dareinguckte und so seltsame Geberden schnitt, daß sie laut auflachen mußte, als zu dem ernsten, stillen, schweigsamen Vater. Franziska wurde der eifrigste Spielgefährte des kranken Hubert; ganze Tage saßen sie beieinander, beschäftigt die langen Reihen der Bleisoldaten mit Erbsen niederzuschießen und Victoria über die Gefallenen zu rufen.

Graf Erdmann, seitdem er die Entfremdung bemerkte, die zwischen ihn und seine Tochter getreten war, hatte es sich zum Gesetz gemacht, die Entwickelung der letztern in keiner Weise zu beschränken; er war so mistrauisch gegen sich selbst geworden, daß er durch seine Liebe das geliebte Wesen selbst nur zu verletzen fürchtete.

Er entsagte daher auch allem Einfluß auf ihre Erziehung, und da dieselbe überhaupt zweckmäßiger der Leitung einer weiblichen Hand übergeben wurde, so lud er eine seiner Cousinen, oder wie sie in der Familie gewöhnlich genannt

ward, Tante Lucinde, ein, sich seinem Hauswesen anzuschließen und die Erziehung seines Töchterchens zu übernehmen.

Die Wahl war, ehrlich gestanden, keine besonders glückliche. Doch ist es ja wol schon klügern Männern begegnet als Graf Erdmann, daß sie sich zwar vortrefflich darauf verstehen, die Angelegenheiten fremder Leute zu ordnen, in ihren eigenen aber die offenbarsten Misgriffe begehen. Was dem Grafen an Weichheit und Geschmeidigkeit des Wesens fehlte, das besaß Tante Lucinde zu viel. Sie war außerordentlich sentimental; ihre Jugend war in eine Zeit gefallen, wo es zum guten Ton gehört hatte, gerührt zu sein, und obwol seitdem eine namhafte Reihe von Jahren verstrichen war, konnte sie sich der alten Gewohnheit doch noch immer nicht entschlagen. Auch hatte sie allerhand Erfahrungen gemacht, durch die sie in ihrer weichen, thränenreichen Stimmung nur noch immermehr bestärkt worden war. Sie war in jungen Jahren zweimal verlobt gewesen — standesgemäß natürlich, denn wie hätte ein Fräulein von Oberndorf es anders sein können?! Aber beidemal waren die Verlobten ihr untreu geworden, wie man sich im Publikum zuflüsterte, weil sie sich nicht stark genug gefühlt hatten, das ewige Seufzen und Schmachten, das Gerührtsein und Verhimmeln ihrer Schönen zu ertragen.

Man erwartet vielleicht, daß Tante Lucinde nach so schmerzlichen Enttäuschungen einen brennenden Haß auf das Geschlecht der Männer geworfen, das dermaßen an ihr zum Verräther geworden; die verlassenen Ariadnen pflegen es so zu machen, besonders wenn sie in den

Jahren sind, wo sich so leicht kein Bacchus mehr findet, sie zu trösten.

Aber nein, Tante Lucindens Herz war zu weich, zu edel, sie konnte überhaupt nicht hassen, sie mußte lieben — auch wenn die Liebe sie unglücklich machen sollte. War nicht die Erde ein Jammerthal, das ganze menschliche Leben eine einzige Schule der Leiden? Nur gemeine Seelen konnten sich glücklich fühlen in dieser unvollkommenen Welt, dieser Welt der Täuschungen, der Widersprüche, der irdischen Beschränktheit; das Kennzeichen bevorzugter Naturen bestand eben darin, daß kein irdischer Besitz sie glücklich zu machen im Stande war.

Als Lucinde in das Haus ihres gräflichen Vetters kam, um die Erziehung ihrer Nichte zu übernehmen (in Wahrheit war die Verwandtschaft viel weitläufiger, und hätte einen guten Genealogen erfordert, sie Schritt vor Schritt nachzuweisen; indessen Onkel und Neffe, Tante und Nichte sind einmal die landläufigen Kategorien, unter denen alle möglichen Verwandtschaftsgrade, die sich sonst nicht mehr recht documentiren lassen, zusammengefaßt werden, und obenein war Lucinde als richtige alte Jungfer in der ganzen Oberndorf'schen Familie unter dem Namen der „Tante" bekannt und eingeführt) — als, sagen wir, Tante Lucinde in das Haus ihres Vetters übersiedelte, um die Erziehung der kleinen Gräfin zu übernehmen, hatte sie den Kopf voll der künstlichsten pädagogischen Systeme, die sämmtlich darauf hinausliefen, ihren Zögling zu einem wahren Musterbild des weiblichen Geschlechts zu machen.

Franziska hatte bis dahin fast ohne Aufsicht gelebt, sie war wild und ausgelassen wie ein Knabe und zog den

Aufenthalt im Freien, das Laufen und Springen im Garten oder das Soldatenspielen mit dem alten närrischen Oheim dem Spiel mit der Puppe und was für Zeitvertreib der Art es sonst für kleine Mädchen gibt, weit vor. Seit Tante Lucinde die Zügel der Herrschaft ergriff, sollte das alles nun auf einmal anders werden; Anstand, Anstand war der ewige Refrain ihrer mütterlichen Ermahnungen. Franziska sollte nie vergessen, daß sie eine junge Gräfin; sie sollte nicht mehr über Gräben und Hecken setzen; sie sollte glatte Haare und lange Kleider tragen; wenn jemand sie ansah, sollte sie die Augen niederschlagen, sollte erröthen, so oft sie angeredet ward.

Auch der intime Verkehr, den die Kleine mit Onkel Hubert unterhielt, wurde von Lucinden für sehr unpassend erachtet. Sentimentale Damen brauchen darum noch nicht immer mildherzig zu sein, im Gegentheil, ihre weichen Herzen können mitunter auch recht herbe, unfreundliche Gefühle hegen. Zwar in Gegenwart des Grafen Erdmann hütete sie sich wohl, ihre eigentliche Meinung über den armen Kranken kund zu geben; so oft sie jedoch mit Franziska allein war, verfehlte sie nicht ihr einzuprägen, daß Krankheit und Wahnsinn ein Strafgericht Gottes, und daß auch Onkel Hubert gewiß nicht um seine gesunden Sinne gekommen wäre, hätte er sich nicht gegen göttliche und menschliche Gebote aufgelehnt.

Worin diese Auflehnung bestanden, darüber äußerte sie freilich nichts, und Franziska's kindliche Unbefangenheit war noch viel zu groß, ihre Anhänglichkeit an den armen kranken Oheim zu aufrichtig, als daß sie danach hätte fragen sollen. Ueberhaupt widerstand die gesunde Natur des

Kindes allen thörichten Experimenten, mit denen die pädagogische Weisheit ihrer Erzieherin sie heimsuchte. Nichts entdecken Kinder leichter und für nichts mehr haben sie einen besondern Scharfsinn als für die kleinen Schwächen und Lächerlichkeiten, welche diejenigen sich zu Schulden kommen lassen, die ihnen als Muster aufgestellt sind. Auch Franziska, weit entfernt, sich von der Sentimentalität ihrer Tante anstecken zu lassen, fand darin nur eine Veranlassung, ihren Muthwillen zu üben. Diese ewigen Klagen über die Verderbniß der Welt, dieses unablässige Predigen und Ermahnen — nein, es war wirklich nicht zum Aushalten! War das Leben in der That so erbärmlich, die Erde wirklich solch ein Jammerthal, wie die Tante schilderte, nun, so verlohnte es sich ja gar nicht, sich noch viel darum zu grämen, sondern der war der Weiseste, der dieses allgemeine Possenspiel am gründlichsten verlachte...

Die Gefahr, eine empfindsame Kopfhängerin aus Franziska zu machen, war damit allerdings beseitigt, aber desto näher trat dafür eine andere und vielleicht noch bedenklichere. Franziska fühlte sich Lucinden unendlich überlegen; der rasche Witz, der sprudelnde Humor des jungen Mädchens trieb sein verwegenes Spiel mit derselben Persönlichkeit, die ihr doch in Wahrheit zur Lehrerin und Erzieherin gesetzt war. Das machte Franziska übermüthig und unduldsam; sie wurde launisch und eigensinnig und fand ein gewisses trotziges Behagen darin, der Meinung der Welt ins Angesicht zu schlagen und allen tollsten Einfällen den Zügel schießen zu lassen. Tante Lucinde hatte ein Meisterstück von Erziehung liefern wollen, und siehe da, was unter ihren Händen hervorging, war ein über=

müthiges verzogenes Ding, das allein seinen Launen und Phantastereien lebte.

Einigermaßen zur Entschuldigung gereichte dem jungen Mädchen dabei die große Einsamkeit, in der sie aufwuchs. Das Leben auf Schloß Oberndorf war sehr gemessen und regelmäßig, aber auch außerordentlich einförmig und langweilig, zumal für ein junges lebhaftes Ding wie Franziska. Sie lernte, was nach Mode und Herkommen für junge Damen ihres Standes zu lernen war; allein das war wenig genug und vermochte ihre ungestüme, verlangende Seele nicht auszufüllen. Um der Langeweile zu entfliehen, die sie plagte, verfiel sie auf Thorheiten und Unarten; sie wurde eigensinnig und übermüthig, weil es ihr an einer würdigen Beschäftigung, an einem wahrhaft passenden und naturgemäßen Umgang mangelte.

Elftes Kapitel.

Ein angenommenes Kind.

Auch dem Grafen Erdmann entging dieser Mangel nicht. Obwol er es, wie wir soeben gehört haben, grundsätzlich vermied, sich in die Erziehung seiner Tochter zu mischen, so hinderte ihn das doch natürlich nicht, sie insgeheim scharf im Auge zu halten und ihre Entwickelung mit zärtlich besorgten Blicken zu verfolgen. Das arme Kind dauerte ihn; es wäre ihr, er selbst konnte es sich nicht verbergen, besser gewesen, er hätte sie aus dem Hause gethan in eine jener großstädtischen Erziehungsanstalten, wo sie inmitten ihresgleichen aufgewachsen wäre und wo sie sich dann gewiß viel glücklicher und natürlicher entwickelt hätte. Allein so hart gegen sich selbst er auch in allen andern Stücken war, so vermochte er es doch nicht, ihrem täglichen Anblick zu entsagen; ohne daß sie selbst es ahnte, war Franziska doch der einzige Stern, der noch in sein finsteres Dasein herniederleuchtete und der ihm zuweilen noch etwas wie Trost und Hoffnung in die Seele schien.

War es nun also, weil er die Einsamkeit beklagte, in der Franziska lebte und die ihre nachtheiligen Wirkungen auch bereits an ihr selbst zu äußern begann, oder hing es vielleicht mit irgendeinem andern längstgehegten Plane zusammen — genug, zu ihrer nicht geringen Ueberraschung erklärte der Graf Tante Lucinde eines Tages, daß er sich entschlossen habe, ein junges Mädchen ins Haus zu nehmen, das Franziska in Ernst und Scherz, beim Spielen und Lernen zur Gefährtin dienen und ihr, soweit dies eben möglich sei, die mangelnden Geschwister ersetzen solle. Seine Wahl, setzte er hinzu, sei auf eine vater- und mutterlose Waise gefallen, die nachgelassene Tochter eines frühern Beamten seines Hauses, dem sowol er als sein Vater für langjährige treue Dienste vielfachen Dank schuldig geworden und dessen Andenken er nicht besser ehren könne, als indem er sich seines einzigen Kindes mit väterlicher Sorgfalt annehme.

Das war nun zwar so eigentlich nicht nach Tante Lucindens Sinn. Fest überzeugt von der Vortrefflichkeit ihrer Erziehungsmethode, begriff sie nicht, was Franziska noch irgend mangeln könne; auch war es ihr unbequem, ein fremdes Gesicht in einem Hause zu sehen, dessen wirthschaftlicher Leitung sie sich mehr und mehr bemächtigt hatte. Was sie aber am meisten verdroß, das war, daß das junge Mädchen, welches der Graf seiner Tochter zur Gesellschafterin bestimmt hatte, eine Bürgerliche war. Bei aller Sentimentalität und aller Verachtung der Welt hatte Tante Lucinde doch ein sehr lebhaftes Bewußtsein ihres Standes; das stolze Blut der Oberndorfe, dies Blut, das sich so viele Jahrhunderte lang rein

und unvermischt erhalten, floß in ihren Adern. Auch Graf Erdmann pflegte sonst auf diesen Punkt ein großes Gewicht zu legen; er gönnte gern jedem die Ehre, die ihm zukam, aber um so fester behauptete er auch die seine als ältester Edelmann des Landes. Es war dies überhaupt ein Axiom, das bei allen Mitgliedern dieser Familie feststand; sie waren sämmtlich ohne Ausnahme Edelleute vom Kopf bis zur Zehe, würdige Sprossen eines Geschlechts, das bis zu den Kreuzzügen, ja noch höher hinauf, bis zu Otto dem Großen reichte, und das sich in dieser ganzen langen Zeit niemals mit einem Tropfen bürgerlichen Bluts verunreinigt hatte. Wie kam der Graf denn jetzt auf diese so ganz unpassende Wahl? Zugestanden selbst, daß es für Franziska wünschenswerth, mit einer Gefährtin ihres Alters aufzuwachsen (wiewol Tante Lucinde keineswegs geneigt war dies einzuräumen; der Mensch, behauptete sie, sei von Hause aus schlecht, Jugend habe keine Tugend und ein Kind verderbe gewöhnlich nur das andere) — gab es nicht arme Fräulein von Adel genug, die sich glücklich geschätzt haben würden, Aufnahme zu finden in einer so reichen und angesehenen Familie? Franziska war ohnedies schon so wild und ungeberdig, ihre Manieren hatten noch so wenig Anstand, mußte nicht die Nähe einer bürgerlichen Person sie noch mehr verderben? Und hieß das nicht die wohlüberdachten und heilsamen Plane, welche Tante Lucinde bei dem mühseligen Erziehungswerk befolgte, muthwillig zerstören, indem man sie nöthigte, ein so fremdes, ein so profanes Element, wie die Tochter eines ehemaligen Hausbeamten, darin aufzunehmen?

Indessen Graf Erdmann war der Mann nicht, der die langen Auseinandersetzungen liebte; hatte er einmal einen Beschluß gefaßt, so folgte ihm auch die Ausführung gewöhnlich auf dem Fuße. So auch diesmal. Schon den nächsten Tag, nachdem er Lucinden sein Vorhaben eröffnet hatte, trat der Graf eine iener kleinen Reisen an, die er von Zeit zu Zeit in regelmäßigen Zwischenräumen zu unternehmen pflegte und welche die einzige Unterbrechung seines einförmigen Lebens bildeten. Da er dieselben stets ohne Begleitung machte, so war es allen im Hause ein Geheimniß, wohin sie eigentlich gerichtet waren; auch hatte niemand den Muth danach zu fragen, selbst Tante Lucinde nicht, da er bei der Rückkehr von diesen Reisen jedesmal besonders düster und wortkarg war und seine finstere menschenfeindliche Stimmung noch deutlicher an den Tag legte, als es für gewöhnlich geschah.

Auch diesmal kehrte er mit einem sehr ernsten, sorgenvollen Angesicht zurück, aber neben ihm lachte das Antlitz eines jungen Mädchens so klar und lieblich, so hell und morgenfrisch, daß niemand ihm widerstehen konnte.

Es war die verheißene Gefährtin, welche er für Franziska mitbrachte. Elise Walter, so stellte der Graf sie vor, war wenige Jahre älter als Franziska. Ihrer Aeltern frühzeitig durch den Tod beraubt, hatte sie, soweit sie zurückdenken konnte, in einer öffentlichen Erziehungsanstalt gelebt. Die Kosten dieses Aufenthalts waren von dem Grafen bestritten worden, in welchem sie somit von Kindheit auf ihren Wohlthäter zu verehren hatte.

Es war ein sanftes bescheidenes Kind, das sich rasch und mit glücklichem Takt in die nicht eben ganz leichten Verhältnisse des gräflichen Hauses fügte. Franziska schloß sich ihr mit großer Zärtlichkeit an. Jugendfreundschaften haben immer eine reinigende und veredelnde Macht; auch Franziska legte in dem schwesterlichen Verkehr mit Elisen manche Schroffheiten und Härten ihres Wesens ab, und wenn es anfangs auch nicht an Augenblicken fehlte, wo sie nicht übel Lust bezeigte, ihr hochgräfliches Bewußtsein gegen die bürgerliche Freundin geltend zu machen, so wußte diese doch durch ihr ebenso festes wie bescheidenes Benehmen alle derartigen Anwandelungen jedesmal im Keim zu ersticken.

Selbst Tante Lucinde, die der neuen Hausgenossin anfangs mit großer Kälte, um nicht zu sagen Abneigung entgegengetreten war, mußte allmählich eingestehen, daß die Wahl des Grafen nicht so ganz übel ausgefallen und daß Mamsell Elise, abgesehen von ihren mangelnden Ahnen und ihren plebejen Manieren, für die das arme Ding aber freilich nichts konnte, ein ganz leidliches Persönchen. Nur eins war ihr höchst fatal: die ewige Heiterkeit, die Elisens ganzes Wesen gleichsam durchleuchtete. Das frische runde Gesichtchen, mit den schalkhaften braunen Augen, war wie ein ewig lächelnder Maitag; hub sie aber gar an zu sprechen, so fühlte selbst das gepreßteste Herz sich erleichtert, so lieblich war ihre Stimme, so hell und rein das Gelächter, das von den rosigen Lippen ertönte.

Und wunderbar: niemand im ganzen Hause empfand diesen Zauber lebhafter und inniger als derjenige, dessen Sinne, hätte man denken sollen, am tiefsten verschlossen

waren gegen Jugend und Schönheit, gegen Unschuld und Liebenswürdigkeit, nämlich die umnachteten Sinne des kranken Hubert. Anfangs hatte die Kleine eine sehr natürliche Scheu vor dem wunderlichen Kranken gehegt; bald jedoch hatte ihre natürliche Gutmüthigkeit diese kindische Schüchternheit überwunden. Franziska wußte nur mit dem Oheim zu spielen und Possen zu treiben, Elise dagegen entwickelte ein echt weibliches Talent, den armen Kranken zu pflegen und für seine Bedürfnisse zu sorgen.

Auch ließ Hubert sich von niemand lieber pflegen als von Elisen. Sie war gleichsam sein guter Engel; wenn seine finstere Stunde über ihn kam und der Kampf der Angst, die ihn innerlich zu ersticken drohte, ihm das Blut in das Gehirn trieb, so war oft ein Blick ihres Auges, ein Ton ihrer Stimme genügend, die Dämonen zu verscheuchen, die schon ihre gierigen Klauen nach dem Unglücklichen ausgestreckt hatten. Wie sie ihre kleine weiße Hand auf seine fiebernde Stirn legte, wie der helle Glanz ihrer sonnigen Blicke in sein umflortes Auge leuchtete, legte sich der wilde Sturm seines Bluts, die Nebel senkten sich, die seinen Geist umlagert hielten, und er war wieder der stille, harmlose, gutmüthige, kindische Onkel Hubert.

Niemand machte dies Verhältniß glücklicher als den Grafen. Wenn er in Hubert's Zimmer trat und sah, wie Elise vor dem Lager des Kranken saß und ihn mit leiser Stimme in den Schlummer sang — oder er traf ihn, wie er das arme brennende Haupt gegen die unschuldige weiße Stirn des jungen Mädchens gelehnt hatte und starrte mit großen sehnsüchtigen Augen tief, tief

hinab in den Grund ihrer reinen kindlichen Seele —: so konnte er sich oft nicht enthalten, leise hinzuzutreten und die Hände wie segnend auf ihre Häupter zu legen, auf das graue verwilderte des Kranken und auf das braune lockige des Kindes, während ihm selbst heiße Thränen über die Wangen perlten — ihm, dem sonst so harten, ehernen Manne!

hinab in den Grund ihrer reinen kindlichen Seele — ; so konnte er sich oft nicht enthalten, leise hinzuzutreten und die Hände wie segnend auf ihre Häupter zu legen, auf das graue verwitterte des Kranken und auf das braune lockige des Kindes, während ihm selbst heiße Thränen über die Wangen perlten — ihm, dem sonst so harten, ehernen Manne!

Viertes Buch.

Ein alter Bekannter.

Erstes Kapitel.

Neue Sorgen.

So verging eine Reihe stiller, ereignißloser Jahre, die man im Vergleich zu den früher verlebten und insofern in dieser so schwer heimgesuchten Familie von Glück noch überhaupt die Rede sein durfte, wol als glückliche bezeichnen konnte. Hubert's Krankheit wurde immer milder und erträglicher. Zwar sich völlig loszuwinden aus dem Netz, das seine Seele umstrickt hielt, hatte er längst die Kraft verloren; allein die geistige Dämmerung, in der er lebte, hatte auch nichts Beängstigendes mehr für ihn, vielmehr wandelte er darin, heiter und sorglos, wie ein Kind, das durch die braune Morgenfrühe dem Aufgang der Sonne hoffend, vertrauend entgegenschreitet.

Franziska war zur stolzen schlanken Schönheit emporgewachsen, das Köpfchen wirbelte ihr noch immer von Launen, doch fand sie es schon nicht mehr der Mühe werth, dieselben gegen ihre Umgebung geltend zu machen. Ihr Verhältniß zu Elisen war unerschüttert geblieben; mit bewundernswerthem Instinct wußte das junge bürgerliche Mädchen die richtige Mitte zu treffen zwischen der

Freundin und der Dienerin, der Untergebenen und der Vertrauten. Auch muß es Franziska zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie stets nur die letztere in ihr erblickte und sich, so übermüthig und vorschnell sie auch sonst war, doch sorgfältig in Acht nahm, die treubewährte Freundin, die unermüdliche Pflegerin des kranken Oheims durch irgendein unbedachtes Wort zu verletzen.

Dagegen war Graf Erdmann noch immer so ernst und wortkarg wie ehedem; die alles besänftigende Macht der Zeit vermochte nichts über seine finstere, menschenfeindliche Stimmung.

Auch hatte er im Laufe dieser letzten Jahre allerdings noch manche kränkende Erfahrung zu machen gehabt. Seine Gutsunterthanen, deren er sich von jeher so väterlich angenommen, zeigten sich von Jahr zu Jahr undankbarer und widerspenstiger. Graf Erdmann hatte sich ein Ideal zurecht gemacht von einem patriarchalischen Regiment, das er führen und durch dessen strenge und gerechte Handhabung er gleichsam die Schatten versöhnen wollte, die auf seinem Hause lasteten. Allein mit tiefem Schmerz mußte er sich je länger je mehr überzeugen, daß die Zeit des patriarchalischen Regiments überhaupt vorüber und daß er mit seinen wohlgemeinten Einrichtungen und Ermahnungen nur Spott und Undank erntete. Der Graf war niemals ein besonderer Politiker gewesen, auch hatte er sich von den herkömmlichen Begriffen seines Standes niemals losgemacht, vielmehr war er mit den letztern aufs engste verwachsen und auch der edle, warme Eifer, mit dem er für das Wohl seiner Untergebenen sorgte, trug ein entschieden edelmännisches Gepräge — das Gepräge, meinen wir, eines

Mannes, der sich vor allem als Herr und Gebieter fühlte und der sich daher auch berechtigt glaubte, denjenigen, welche seine Wohlthaten eigensinnig zurückwiesen, dieselben nöthigenfalls gewaltsam aufzuzwingen.

Und diesem Zwang wollte sich nun niemand mehr fügen. Zugegeben, daß Graf Erdmann das Ideal eines Gutsherrn aus „guter alter Zeit" war — was half es ihm, da ihm keine Unterthanen aus guter alter Zeit mehr gegenüberstanden?! Die politische Aufregung der Zeit zog ihre Kreise, langsam, aber unwiderstehlich, weiter und weiter. Auch diese ländliche Bevölkerung war nicht mehr die alte, auch sie war bereits mehr oder minder von dem Gift moderner Ideen angesteckt; sie wollte sich ein für allemal zu nichts mehr zwingen lassen, selbst nicht zum Guten, ja selbst nicht zum eigenen persönlichen Vortheil.

So consequent der Graf daher auch in Durchführung seiner Plane war, so konnte er sich doch auf die Dauer nicht verbergen, daß sein Bemühen, aus dieser leichtfertigen, bunt zusammengewürfelten Bevölkerung, diesem Geschlecht ohne Vergangenheit und Geschichte, einen neuen seßhaften Bauernstand zu schaffen, ein durchaus vergebliches. Wenn er dasselbe gleichwol nicht aufgab, so war dies wiederum eine Folge jenes Eigensinns und jener Hartnäckigkeit, die ihn überhaupt charakterisirte und die er schon von seinem Vater her ererbt hatte.

Aber dieser Eigensinn rächte sich; erbittert durch den Widerstand, auf den er stieß, wurde Erdmann ohne es selbst zu wollen, ja ohne es zu wissen, immer heftiger und gewaltthätiger. Da man seine Güte nicht achtete, wohlan, so sollte man seine Strenge fürchten lernen; ein

Vater hatte er sein wollen, ein warnender, schützender, zurecht weisender Vater, und ein Tyrann wurde er — allerdings ein sehr wohlmeinender, sehr edelherziger Tyrann, aber die Hand aufs Herz: auch diese edelherzigen Tyrannen nehmen sich auf der Bühne besser aus und machen mehr Glück dort als in der Wirklichkeit.

Und dann nagte ihn noch eine andere Sorge, die ihn noch näher, noch persönlicher betraf; das war das dereinstige Schicksal seiner Tochter Franziska. Da, wie wir wissen, der größere Theil der Oberndorf'schen Besitzungen Majorat war, so fiel derselbe nach seinem Tode an eine jüngere Linie. Das Vermögen, welches der Tochter zurückblieb, war noch immer bedeutend und genügte vollkommen, ihr die glänzendsten Ansprüche zu sichern. Und dennoch — so wundersam ist das menschliche Herz — dennoch empfand der Graf es wie eine Art von Schmerz, ja noch mehr: wie eine Art von Beschämung, von Erniedrigung empfand er es, daß diese Güter, deren Bewirthschaftung er so vielen Fleiß gewidmet hatte und mit deren Besitz sich für ihn soviel weitgreifende Plane verknüpften, nach seinem dereinstigen Ableben in fremde Hände übergehen sollten.

Solange Franziska noch ein Kind gewesen, hatte ihr Vater dergleichen Empfindungen nicht gekannt; im Gegentheil, wir erinnern uns, welche schmerzliche Befriedigung er unter dem peinvollen Eindruck der früher erzählten Erlebnisse darüber empfand und wie er dem Himmel gedankt hatte, gleichwie für eine Gnade, daß ihm kein Sohn beschieden und daß sein Geschlecht mit ihm zu Ende gehe. Jetzt aber, da Franziska in der vollen Pracht ihrer Schön-

heit vor ihm stand, da er ihr Auge leuchten sah vom Uebermuth der Jugend und des Glücks, während er an sich selbst immer deutlicher fühlte, wie der Wurm des Alters und des Kummers ihn zernagte und wie eine Hoffnung nach der andern, ein Wunsch nach dem andern, gleich welken Blättern an ihm herniederflatterten — jetzt war das anders, jetzt hätte er mit Frohlocken den Rest seines Lebens geopfert, hätte er Franziska's Zukunft damit so verschwenderisch ausstatten und so fest begründen können, wie nur jemals die Zukunft eines Menschen gewesen. Es war eine arme, eine freudlose Jugend, die Franziska an seiner Seite verlebte, er selbst konnte sich darüber nicht täuschen; das ärmste Kind im Dorfe hatte es in manchem Betracht besser als die reiche Erbin, seine Tochter. Wie gern hätte er sie entschädigt! Wie peinigte ihn oft der Gedanke, weder ihr noch sich selbst die verlorenen Jahre zurückgeben zu können! Wäre es ihm möglich gewesen, diese von Sorgen gefurchte Stirn zu glätten und aus dem finstern, von Groll und Mismuth umdüsterten Auge einen Strahl reiner unbefangener Freude hervorleuchten zu lassen — und hätte er diese eine Minute reinen, vollen Glücks mit einem Leben voll Jammer und Selbstzerstörung büßen müssen, für die Ruhe seines Kindes wäre es ihm nicht zu viel gewesen!

Aber dies hatten die Götter, die ewig waltenden, ihm nun einmal versagt; Franziska war einmal die Tochter eines fluchbeladenen Geschlechts, die Mauern, zwischen denen sie emporgewachsen, flüsterten von grauenvollen Geheimnissen, deren Schatten auch auf ihre Vergangenheit fiel. So sollte denn wenigstens ihre Zukunft so hell und

sonnig sein, wie Menschenhände das Schicksal eines andern zu gründen vermögen. — Unter den mancherlei Vergünstigungen, welche Erdmann's Vater bei Errichtung des Majorats zu Theil geworden, befand sich auch diese, daß für den Fall des Aussterbens der directen Linie der letzte Inhaber des Majorats befugt sein sollte, denjenigen unter den Seitenverwandten der Familie zu bezeichnen, der nach ihm in den Besitz der Herrschaft treten sollte. Der Kreis dieser Verwandten selbst war genau abgegrenzt und festgestellt, innerhalb desselben aber sollte dem letzten Erblasser, wie gesagt, die freie Wahl zustehen; genug, daß es ein Oberndorf sein mußte, an den der Besitz des Majorats einst überging, welcher aber von den zahlreichen Vettern der Glückliche sein sollte, das war in die freie Wahl desjenigen gegeben, dem man dereinst Helm und Schild der gräflichen Linie in die stumme Gruft nachwerfen würde.

Als diese ungewöhnliche Clausel in die Stiftungsurkunde des Oberndorf'schen Majorats aufgenommen worden, war es nicht ohne ein gewisses Murren der Seitenverwandten abgegangen, und zwar war dasselbe, charakteristisch genug, um so lauter gewesen, je entfernter die Betreffenden dem gräflichen Hauptzweig standen, ja einige der weitläufigsten Anverwandten, solche, die, nach einem alten derben Sprichwort, ihre Verwandtschaft mit einem Scheffel Erbsen zusammenzählen mußten, hatten sogar förmlichen Protest angemeldet und sich ihre etwaigen Rechte ausdrücklich vorbehalten. Wenn sie dieselben vorläufig nicht weiter verfolgt hatten, so war es wol hauptsächlich deshalb geschehen, weil niemand den Fall, um den es sich handelte, für so nahe

hielt. Und nun befand schon der zweite Besitzer, schon Graf Erdmann befand sich in diesem Falle, ja derselbe war für ihn noch um so verwickelter und schwieriger, als er gleichzeitig auch einen Eidam für die Hand seiner einzigen Tochter zu wählen hatte. Was war natürlicher, was namentlich dem Herzen des Vaters angemessener, als daß der Graf sich mit dem Wunsche trug, beide Wahlen auf eine und dieselbe Person lenken und in dem dereinstigen Erben seines Hauses und Namens zugleich den Gemahl seiner einzigen Tochter begrüßen zu können?

Manche lange schlaflose Winternacht — und Graf Erdmann zählte der schlaflosen Nächte viele — hatte er sich damit vertrieben, daß er die zahlreiche Gefolgschaft der Oberndorf'schen Vettern an sich vorbeipassiren ließ; da war kein noch so entfernter Seitenverwandter, dessen Jahre nur irgend erlaubten, an eine dereinstige Verbindung mit Franziska zu denken, auf den das prüfende Auge des Vetters sich nicht unzähligemal gerichtet, den er nicht unzähligemal in Gedanken zu seinem Schwiegersohn und Nachfolger gewählt hätte.

Zweites Kapitel.

Der Vetter.

Aber der Mensch ist aus Widersprüchen zusammengesetzt, und so geschah es denn auch, daß Graf Erdmann's prüfende Gedanken bei keinem öfter verweilten und sich mit keinem angelegentlicher beschäftigten, als gerade mit demjenigen der jungen Lehnsvettern, der seiner ganzen Art und Weise nach dem Grafen am fernsten stand und den entschiedensten Gegensatz zu ihm bildete. — Baron Albert gehörte, wie wir gehört haben, einer wenig bemittelten Seitenlinie an; jung, unerfahren, von lockern Sitten, hatte er zu seiner Empfehlung nichts als sein gewandtes Aeußere und ein Uebermaß jener Lebenslust und jenes heitern unbefangenen Sinnes, an dem es Graf Erdmann selbst so vollständig mangelte. So trüb und schwer das Blut des Grafen, so leicht und lustig schäumte es in den Adern seines jungen Anverwandten. Baron Albert war ein richtiger Lebemann, ja er war vielleicht noch mehr, besonders wenn man die Unzulänglichkeit seiner Mittel in Anrechnung brachte, was freilich Baron Albert selbst mit

echt edelmännischer Unbekümmertheit stets aufs eifrigste vermied. Er hatte, wie es in der Familie hergebracht war, kurze Zeit beim Militär gestanden und dort in wenigen Jahren die übliche Schuldenlast und wol noch etwas darüber zusammengebracht. Jetzt lebte er auf einem kleinen Gütchen, dicht in der Nachbarschaft des Grafen, dessen Ertrag inzwischen kaum hinreichte, seine dringendsten Ausgaben — und wie viel dringende Ausgaben hat ein Cavalier von vierundzwanzig Jahren nicht? — zu decken.

Wenn es inzwischen das Kennzeichen eines edeln und starken Geistes ist, sich von der gemeinen Noth des Lebens nicht beugen zu lassen und den kleinen Widerwärtigkeiten desselben eine lachende Stirn entgegenzusetzen, so mußte Baron Albert ohne Widerspruch ein sehr edler und starker Geist sein. Die Zerrüttung seiner Verhältnisse war landkundig, nur er selbst schien nichts davon zu wissen; mit unverwüstlichem Gleichmuth lebte er von einem Tag zum andern, völlig zufrieden, wenn es nur immer gelang, dasjenige aufzutreiben, was der Tag eben verlangte, und ziemlich unbekümmert um die Wahl der Mittel, durch welche er dies Ziel erreichte. Baron Albert war ein bekannter Name bei allen Wucherern und Halsabschneidern auf dreißig Meilen in der Runde, niemand verstand sich so gut auf jene eigenthümliche Mischung von Herablassung und Hochmuth, von Grobheit und Vertraulichkeit, mit welcher Leute dieser Art behandelt sein wollen und die ihnen in den meisten Fällen mehr imponirt und mehr Zutrauen bei ihnen erweckt als die schüchterne Redlichkeit des wahrhaft Bedürftigen.

Bei alledem würde es Baron Albert vielleicht schwer

gefallen sein, das Schifflein seines Glücks solange oben zu erhalten, wäre es nicht gerade in denjenigen Kreisen, die ihm — aus triftigen Gründen — für den Augenblick die interessantesten waren und die sich denn, in schuldiger Dankbarkeit, auch wiederum am meisten für seine werthe Person interessirten — wäre es, sag' ich, in diesen Kreisen nicht ein offenes Geheimniß gewesen, daß Baron Albert der Liebling des alten Grafen, des Majoratsherrn, der nicht blos die Hand einer ebenso schönen wie reichen Tochter zu vergeben, sondern auch nach freier Willkür aus der Zahl der Oberndorf'schen Vettern den künftigen Besitzer einer Standesherrschaft zu ernennen hatte, wie es weit und breit keine zweite gab.

Nun und natürlich: vom Günstling zum Eidam und vom Eidam zum Erben des Majorats, das waren ja alles nur ein paar Schritte und zwar Schritte, die sich einer aus dem andern mit mathematischer Nothwendigkeit ergaben. —

Wie aber war Graf Erdmann dazu gekommen, gerade diesem jungen leichtfertigen Verschwender den Vorzug zu ertheilen? Wußte er allein nichts von dem Rufe, in welchem Baron Albert stand? Oder hatte er vielleicht Gründe, diesem Rufe keinen höhern Werth beizulegen, als er that?

Die Antwort auf diese Fragen haben wir zum Theil schon oben gegeben. Wodurch der Graf sich zunächst und am meisten zu dem jungen Vetter hingezogen fühlte, das war ohne Zweifel der tiefe Gegensatz der Anlagen und Neigungen, der zwischen beiden bestand. Ein so ewig heiteres, wolkenloses Gemüth, wie Baron Albert es der

Welt entgegentrug, mußte einem so verfinsterten, verbitterten Geist, wie er in Franziska's Vater gärte, nothwendig als der größte Schatz auf Erden erscheinen; nur so um sich herschauen zu können, mit dieser ewig klaren Stirn, diesen gutmüthigen, von Frohsinn und Lebenslust leuchtenden Augen, welch ein Glück! Ja fast hätte der Graf hinzugesetzt, welch ein Verdienst!

Und nun gar erst dies Gelächter! Dies kindlich unbefangene, harmlose Gelächter, das jeden Augenblick bereit war, zwischen den weißen Zähnen, den feinen rothen Lippen hervorzuplätschern! Graf Erdmann hatte den Druck des Lebens so schwer empfunden, er fühlte sich selbst so müd und abgehetzt, daß er die Unbefangenheit und Frische der Jugend gar nicht hoch genug schätzen zu können glaubte; was andern als sträflicher Leichtsinn erschien, darin sah er, dessen eigener Sinn so schwer war und der diese Schwere so schmerzlich empfand, unter Umständen nur die so natürliche und so liebenswürdige Sorglosigkeit der Jugend.

Dazu kam, daß er bei der Eingezogenheit seiner Lebensweise und dem gänzlichen Mangel an geselligem Umgang von der Zerrüttung, in der Baron Albert's äußere Verhältnisse sich befanden, in der That nur wenig wußte. Aber auch wenn er mehr davon gewußt hätte, so würde dies, bei der Eigenthümlichkeit seiner Denkungsart, noch immer kein Grund für ihn gewesen sein, seine Gedanken von Albert abzulenken. Vielleicht erinnerte er sich seiner eigenen Jugend, die ja auch an lockern Streichen und lustigen Tollheiten nicht eben arm gewesen war; vielleicht gedachte er des alten Spruchs, daß gerade der Most,

der am wildesten gärt und schäumt, den edelsten Wein gibt; vielleicht sogar betrachtete er eine gewisse Lockerheit der Sitten, eine gewisse vornehme Nonchalance in Beziehung auf das Gleichgewicht von Einnahme und Ausgabe als ein adeliches Privileg, einen richtigen edelmännischen Zug, durch den der betreffende junge Mann das Alter seines Stammbaums und die Reinheit seiner adelichen Abkunft nur um so sicherer documentirte.

Und was war es auch weiter? War Baron Albert ein lockerer Junggesell, nun so wurde er vermuthlich ein desto besserer Ehemann; war er arm, auch gut, um so lebhafter mußte er ja die Segnungen des Reichthums empfinden, mit um so dankbarerer Liebe mußte er an der Frau hängen, die ihm mit dem Geschenk ihrer Hand zugleich die Mittel zu einem neuen sorgenfreien, ja glänzenden Dasein bot.

Und endlich, was die Hauptsache war und alle weitern Reflexionen überflüssig machte: der Graf hatte bemerkt, oder glaubte doch bemerkt zu haben, daß Baron Albert von allen Vettern des Hauses, mit denen Franziska jemals zusammengekommen, ihr den meisten Beifall abgelockt und sie am längsten und lebhaftesten beschäftigt hatte.

Freilich datirte diese Wahrnehmung aus etwas früher Zeit; der junge Baron hatte noch als halber Knabe viel im Hause des Grafen verkehrt, die Nachbarschaft hatte das so mit sich gebracht, und da hatte Franziska, damals noch ein sehr wildes und übermüthiges Mädchen, an dem wilden und übermüthigen Gespielen, der stets zu jeder Tollheit aufgelegt war, denn allerdings großes Gefallen gefunden und sich häufiger und mit mehr Wärme des Urtheils

über ihn geäußert, als in ihrer sonstigen, etwas spröden und schneidenden Weise lag. Ob diese Jugendeindrücke von Dauer, ob die herangeblühte Jungfrau über den etwas verlebten Cavalier [illegible] ebenso dachte und urtheilte, darum kümmerte Graf Er[illegible]mann sich weiter nicht; nach Art aller Menschen, die viel innerlich leben und sich mehr mit ihren Träumen und Luftschlössern als mit der Wirklichkeit der Dinge beschäftigen, hielt er die vereinzelte Wahrnehmung für [illegible] allgemein zutreffende Beobachtung und knüpfte daran seine Plane und Schlüsse.

Und das Resultat dieser Schlüsse ging dann regelmäßig dahin, daß von allen heirathsfähigen Vettern des Hauses Oberndorf Baron Albert, trotz seiner Mittellosigkeit und wiewol man ihm hier und da einige lockere Streiche nachsagte, doch immerhin derjenige, der sich am meisten eignete, des Grafen Eidam und Erbe zu werden.

Drittes Kapitel.

Die Männerfeindin.

Aber auch wenn der Graf minder günstig für Albert gestimmt gewesen wäre, als er es in der That war, so hatte Albert in der nächsten Umgebung des Grafen Fürsprecher und Vermittler, die schon dafür sorgten, daß sein Bild in der Seele des alten Herrn stets wach erhalten wurde und zwar in der günstigsten Beleuchtung.

Die Hauptfürsprecherin war, wie erwähnt, Franziska selbst, wenn auch freilich ohne es zu wissen oder zu wollen. Wir vermögen überhaupt nicht zu sagen, inwieweit die junge Dame mit den Planen und Absichten ihres Vaters bekannt war; sie hatte sich den lustigen Vetter Albert gefallen lassen, da sie eines Spielgefährten bedurfte, und da er jetzt mit den Ansprüchen eines Bewerbers an sie herantrat, so ließ sie sich das ebenfalls gefallen, ohne weiter darüber nachzudenken. Die Gewöhnung ist ein gar mächtiges Band. Von früh auf war Vetter Albert derjenige unter ihren Verwandten gewesen, mit dem die junge Dame den meisten Verkehr gehabt hatte;

ja bei der klösterlichen Einsamkeit, die übrigens in dem Schlosse herrschte, war er sogar Jahre hindurch der einzige gewesen, mit dem sie überhaupt in Verkehr gestanden. Franziska dachte über den Werth der Männer und das Glück der Ehe, wie junge Mädchen von achtzehn Jahren, welche die Welt lediglich aus Büchern kennen, darüber zu denken pflegen: nämlich außerordentlich gering. Vetter Albert hatte seine Schwächen, ohne Zweifel, er war leichtfertig, unstet, flatterhaft — aber welcher Mann war das nicht? Und ließ sich etwas anderes erwarten von dem Angehörigen eines Geschlechts, das von Uranfang der Welt nur bestimmt war, die Frauen unglücklich zu machen?

Jedenfalls war Vetter Albert noch keiner von den schlimmsten; er war gutmüthig und fügsam; die moralischen Ermahnungen und Predigten, welche die junge Schöne ihm zuweilen zu halten für gut befand, und die sich — wie man leicht denken kann — aus ihrem jugendlichen Munde doppelt ehrwürdig ausnahmen, hörte er jedesmal mit so viel Demuth und mit solchen Zeichen der Zerknirschung an, daß die schöne Bußpredigerin immer eifriger wurde und sich immer tiefer hineinredete, bis sie zuletzt von ihren eigenen Worten ganz berauscht war und, in sehr nahe liegender Selbsttäuschung, den Genuß, den ihre eigene Beredsamkeit ihr bereitete, mit der Wirkung verwechselte, welche dieselbe auf Vetter Albert ausübte.

Darüber aber meinte die junge achtzehnjährige Philosophin vollständig im Klaren zu sein, daß das Glück in der Ehe doch nur ein Phantom, das auf Erden nicht bestand, am wenigsten für Damen in Franziska's Verhältnissen; dieser war es ja doch schon an der Wiege gesungen, das eigene

Herz ungefragt verbluten zu lassen und sich den Rücksichten ihres Standes und ihrer Familie zum Opfer zu bringen. Vielleicht, indem Franziska sich entschloß, sich dem Vetter Albert zum Opfer zu bringen, konnte dies Opfer doch wenigstens nach einer Seite hin einen Glücklichen machen; indem sie selbst auf Glück und Freude verzichtete, gelang es ihr vielleicht, eine Seele zu retten, die schon so nahe am Rande des Abgrundes taumelte und die ohne sie hülflos zu Grunde gehen mußte.

Die meisten Menschen haben ein eigenthümliches Talent darin, Dinge, die ihnen im Grunde gleichgültig sind und die sie nur aus einer gewissen Passivität zulassen, weil es ihnen nämlich an Kraft und Willen gebricht, sich zum Widerstande zusammenzuraffen, mit dem Heiligenschein eines Opfers zu umkleiden; man thut, was die Umstände mit sich führen, und überredet sich, einen heldenhaften Sieg über sich selbst und die stille Neigung seines Herzens davongetragen zu haben. Franziska's Herz war frei, die Regungen, welche Vetter Albert ihr erweckte, waren von keiner besondern Wärme: allein es gab auch weit und breit niemand, der ihre Brust rascher klopfen gemacht hätte. Dazu kam ein gewisser herrschsüchtiger Zug ihres Charakters, sie dachte sich gern als Gebieterin, auch in der Ehe, und diesem gebieterischen Zuge ihrer Seele schien Vetter Albert mit seinem gutmüthigen, fast unterwürfigen Wesen so gut zu entsprechen, — nun ja doch, wie es eben von einem Mann zu erwarten war. Denn sie taugten ja doch alle nichts, die Männer . . .

Hätte Franziska in dieser Auffassung der Männerwelt und des künftigen Ehestandes noch einer Unterstützung bedurft,

so fand sie dieselbe in reichlichstem Maße an Tante Lucinde. Wir wissen bereits, durch welche Dornenhecken der Lebenspfad dieser Dame sich gewunden hatte und durch welche schmerzlichen Erfahrungen sie dazu bestimmt worden war, auf das Glück der Liebe überhaupt zu verzichten. Was ihr selbst nicht zu Theil geworden, dessen sollte nun auch keine andere sich erfreuen. Es war ein Grundsatz bei ihr, den sie mit wahrem Fanatismus verfocht und dem sie immer neue Anhänger zu gewinnen suchte, besonders unter den Jüngern ihres Geschlechts, daß überhaupt kein Glück auf Erden existire, und daß Entsagung und Selbstbeschränkung das einzige, was dem fühlenden Herzen in diesem Jammerthal übrig bleibe. Nur gemeine Seelen könnten sich auf Erden glücklich fühlen; je edler der Mensch, je feiner organisirt, je mehr fühle er sich auch zum Unglück geboren und je bereitwilliger nehme er diese Marterkrone auf sich, die das Leben seinen Auserwählten bietet. Es war höchst ergötzlich anzuhören, wie die alternde Dame dem jungen blühenden Mädchen bewies, sie müsse Vetter Albert gerade deshalb ihre Hand reichen, weil sie ihn nicht liebe und weil sie zum voraus gewiß sei, mit ihm unglücklich zu werden. — Dabei wußte sie indeß auf sehr geschickte Weise auch wiederum diejenigen Eigenschaften des jungen Edelmanns hervorzuheben, welche geeignet waren, ihn Franziska'n in günstigerm Lichte zu zeigen. Sie wagte seine Leichtfertigkeiten nicht abzuleugnen, im Gegentheil, sie zählte sie mit frommem Augenverdrehen des breitesten daher, und wo ihr der Faden auszugehen drohte, erfand sie auch wol in der Geschwindigkeit einige neue Histörchen dazu. Doch that sie das alles nur, um daran

den Schluß zu knüpfen, daß diejenigen Männer, von denen man das Schlechteste wisse, noch immer die besten, es gebe andere, von denen man nichts wisse, und das sei nun gar erst die allerschlimmste Sorte . . .

Vielleicht indeß wäre dies Spiel mit der Zeit für Vetter Albert doch etwas gefährlich geworden, und darum war es ein Glück für ihn, daß er noch einen zweiten Fürsprecher in der Nähe hatte, der es sich im Gegentheil zur Aufgabe machte, die Schwächen des jungen Edelmanns soviel nur irgendmöglich mit dem Mantel christlicher Liebe zuzudecken und seinen etwas schadhaft gewordenen Ruf nach Kräften wiederherzustellen. Das war jener fromme Herr, den wir in unserm vorigen Buche im Gespräch mit Tante Lucinde belauschten.

Viertes Kapitel.

Der Hausfreund.

Prediger Wohlfahrt hatte die gewöhnliche Schule der protestantischen Geistlichen durchgemacht, das heißt also die Schule der Armuth, der Entbehrung und Erniedrigung. Einzelne bevorzugte Seelen, es ist wahr, werden in dieser harten Schule erst wahrhaft zu Männern geschmiedet; sie gleichen dem edeln Diamanten, der nur mit seinem eigenen Staube geschliffen werden kann. Die Mehrzahl dagegen erliegt dem Druck der Verhältnisse und wird innerlich so klein und elend, wie die äußere Umgebung sie haben will.

Herr Wohlfahrt hatte eine Mittelstraße eingeschlagen, nämlich wenn in Verhältnissen dieser Art eine Vermittelung überhaupt möglich wäre. Er hatte das ganze Meer der Armuth und Niedrigkeit, durch das die Mehrzahl unserer künftigen Geistlichen sich hindurcharbeiten muß, ruhig über sich ausgießen lassen, alle Stöße und Püffe des Schicksals hatte er geduldig ertragen, das Achselzucken der Vornehmen, das beleidigende Mitleid der

Niedrigen, alles hatte er auf sich genommen, er hatte gehungert und gefroren, gelogen und geheuchelt, hatte sich von den miserabeln Buben hochgnädiger Principale Kletten in die Haare und Nadeln in die Rockschöße stecken lassen, hatte zu unterst bei Tische gesessen und zu dem sauern Landwein, der ihm die Kehle zusammenschnürte, gereimte Trinksprüche auf das hohe Wiegenfest der gnädigen Frau Patronin ausgebracht — aber alles in der stillen Ueberzeugung und mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß sein Tag doch einmal kommen müsse, und daß alle diese Fußtritte und Erniedrigungen nur ebenso viel Staffeln seines künftigen Glücks.

Denn sein Glück wollte und mußte er machen, das stand fest bei ihm; es kam nur darauf an, daß er den Muth nicht verlor, den elenden Muth, alles zu dulden und auszuhalten und nicht müde zu werden, bis endlich umgekehrt das Schicksal ermüdete und ihm ein Zipfelchen Glück zuwarf, etwa mit derselben unmuthigen Geberde, wie man einem Hunde, der uns durch seine Schmeichelei ermüdet, einen Bissen Brot zuwirft, blos um Ruhe vor ihm zu bekommen . . .

Und die Rechnung traf ein, wenn auch spät und langsam. Vielfach umhergeworfen, bald als Lehrer ungerathener Kinder, die er eifrigst beflissen war noch mehr zu verderben, bald als Stellvertreter armer kranker Landpfarrer, die selbst kaum das Salz zum Brote hatten und die mit stiller Todesangst in dem Stellvertreter den künftigen Nachfolger witterten, hatte er endlich das Glück, zum Erzieher des jungen Barons Albert berufen zu werden.

Zwar war das Glück zunächst nur ein sehr mäßiges,

da, wie der Leser sich erinnert, Baron Albert einem wenig begüterten Zweige des Oberndorf'schen Geschlechts angehörte. Auch gab es nur wenig mehr bei ihm zu erziehen, da jene lockern Neigungen, denen der junge Edelmann sich dann späterhin so bereitwillig überließ, bereits frühzeitig in ihm Wurzel gefaßt und ihn zu einem der wildesten und ungeberdigsten Knaben seines Alters gemacht hatten.

Auch sah der würdige Erzieher sofort ein, daß hier mit pädagogischen Mitteln wenig mehr auszurichten war, im Gegentheil, er fand den Charakter seines Zöglings bereits so ausgeprägt, seinen Hang zu sinnlichen Vergnügungen und Ausschweifungen aller Art bereits so lebhaft, daß jeder Versuch, denselben entgegenzutreten, nur zum Nachtheil des vorwitzigen Pädagogen hätte enden können. Diesen Vorwitz aber, das Opfer seiner Erziehungsgrundsätze werden zu wollen, besaß Herr Wohlfahrt nicht; was aus seinem Zögling wurde, war ihm ziemlich gleichgültig, wenn nur ihm selbst, dem vielfach Umhergestoßenen, endlich einmal festen Fuß zu fassen gelang.

Und dazu schien ihm die Gelegenheit hier außerordentlich günstig. Es war das erste mal, daß er Zutritt in einer Familie erlangte, die, wenn sie nicht selbst unmittelbar zu den ersten des Landes gehörte, doch mit einer derselben in nächster Verwandtschaft stand, ein Umstand, der dem entzückten Auge eine unabsehbare Perspective auf allerhand Empfehlungen und Protectionen und Aemter und Sinecuren eröffnete. — Auch wußte der welterfahrene Candidat in der That so geschickt zu operiren, daß er seinem Zögling in kürzester Zeit unentbehrlich ward. Es war schon damals unter den Näherstehenden kein Geheimniß, daß Baron Albert,

der halberwachsene, mittellose Junker, eine gewisse Anwartschaft hatte, dem reichen Grafen Erdmann dereinst im Besitz des Majorats nachzufolgen. Ein künftiger Majoratsherr ist unter allen Umständen eine Respectsperson, am meisten aber für den Erzieher, der ja, wenn er seine Stellung sonst nur begreift und keinen abstracten Grundsätzen von Recht und Tugend huldigt, tausend Mittel in Händen hat, sich aus der lästigen Rolle des Erziehers in die weit angenehmere und ersprießlichere des Vertrauten emporzuschwingen.

Und zu dieser Rolle des Vertrauten bei einem jungen leichtfertigen Taugenichts, wie Vetter Albert war, fühlte Herr Wohlfahrt sich wie geschaffen. Die christliche Liebe, die er so gern im Munde führte, wurde für ihn zu einem dehnbaren Mittel, alle Ausschweifungen und tollen Streiche seines Zöglings zu verdecken; nicht zufrieden, der Vertraute desselben zu sein oder vielleicht auch, weil dies der gewissest Weg war, sich recht fest in sein Vertrauen einzunisten, fand er nichts Anstößiges darin, der Genosse seiner leichtfertigen Abenteuer zu werden und dem jugendlichen Uebermuth mit seiner gereiften Erfahrung beizustehen. Dabei wußte er, dank der vieljährigen Schule, die er durchgemacht, die äußern Rücksichten nach allen Seiten hin so trefflich zu bewahren, daß jedermann seines Lobes voll war und ihn nur in der Stille bedauerte, daß der gute Same, den er mit so reichlichen Händen ausstreue, bei seinem Zögling stellenweise auf einen so unfruchtbaren Boden falle.

Am meisten zu dieser günstigen Meinung, die sich über den Erzieher des Barons verbreitete, trug Gräfin

Lucinde bei. Lucinde gehörte zu den nichts weniger als seltenen weiblichen Herzen, welche die Männer nicht gründlich genug hassen und verabscheuen und sie doch niemals entbehren können. Lucinde war allmählich in die Jahre gekommen, wo sie darauf verzichten mußte, den Männern noch andere Empfindungen zu erwecken als diejenigen einer kühlen Ehrerbietung. Ach und doch waren sie so lockend, die heißen Flammen der Leidenschaft! Doch thaten sie dem vereinsamten, oft getäuschten Herzen so wohl, die süßen Schmerzen einer hoffnungslosen Liebe! Es war gewiß ein bemerkenswerthes Zeichen von Herablassung und konnte als Beweis dienen, wie unrecht diejenigen thaten, welche Lucinde eines übertriebenen Adelstolzes beschuldigten, daß sie den bürgerlichen Candidaten nicht für zu gering hielt, ihm den Nachsommer ihrer Gefühle zu widmen. — Natürlich war diese Liebe so hoffnungslos, wie es nur jemals eine gegeben hatte; Gräfin Lucinde konnte sich herablassen, den armen bürgerlichen Candidaten mit ihrer Neigung zu beglücken, aber niemals war es möglich, an diese Neigung irgendwelche Folgerungen zu knüpfen, die auch nur für einen Augenblick vergessen gemacht hätten, daß sie eine Oberndorf und er ein armer, aussichtsloser Candidat, ein Mensch ohne Geburt und Namen, oder wie Gräfin Lucinde mit einer eigenthümlichen Bewegung ihres großen grünen Fächers zu sagen pflegte — ohne Blut.

Diese Liebe mußte also unglücklich sein, das stand in den Sternen geschrieben — oder wenn nicht in den Sternen, nun wohl, so stand es in dem Stammbaum der Oberndorfe, und der war bekanntlich noch viel fester und

viel glänzender als die Sterne des Himmels. Aber das war es ja gerade, was Lucinde vom Leben und von der Liebe verlangte: sie wollte unglücklich sein um jeden Preis, und in dieser hoffnungslosen Liebe zwischen dem hochgeborenen Fräulein und dem armen Erzieher wurde ihr diese Wonne des Unglücks im reichsten Maße zu Theil. Nun hatte sie ja, wonach ihre Seele schmachtete; sie hatte ihre Kämpfe, ihre Thränen, ihre Entsagungen; sie hatte ihren Heiligenschein von Tugend, ihr Martyrium des gebrochenen Herzens, in das sie sich flüchten konnte, wenn das Leben um sie her gar zu einförmig und prosaisch wurde.

Unserm vielerfahrenen geistlichen Freunde war diese Tonart neu, aber nur um so eifriger suchte er sich dieselbe anzueignen. Und da nun Frauen in dem Alter und den Verhältnissen, in denen Lucinde lebte, einen besondern Genuß darin finden, ihre weltlichen Schmerzen und Sorgen mit einem höhern geistlichen Schimmer zu umkleiden, so fiel es dem salbungsvollen Redner nicht schwer, sich in kürzester Frist dergestalt in ihrem Herzen festzusetzen, daß ihn nichts mehr daraus entfernen konnte, selbst nicht die natürliche Unbeständigkeit der weiblichen Launen. Als Baron Albert seiner Erziehung entnommen ward, um auf dem Paradeplatz die Waffen für das Vaterland zu tragen, wußte Lucinde es durch ihren Einfluß beim Grafen Erdmann dahin zu bringen, daß der wackere Mann, der sich der Erziehung des Barons mit soviel Eifer gewidmet und sich dadurch so unleugbare Verdienste um das gesammte Haus der Oberndorfe erworben hatte, mit einer eben erledigten Pfarrstelle auf einem der Güter

des Grafen belohnt ward. Kurze Zeit darauf fand sich Gelegenheit, ihn in gleicher Eigenschaft nach Schloß Oberndorf selbst zu ziehen. Gerade für die verwilderte Einwohnerschaft dieser Gegend wünschte Graf Erdmann eine kräftige geistliche Hand, welche die Zucht der Seelen mit gehörigem Nachdruck durchzuführen wußte. Und auch dazu war, wenigstens nach Lucindens Versicherung, Herr Wohlfahrt ganz der geeignete Mann. Herr Wohlfahrt hatte, wie er von sich selbst zu rühmen pflegte, ein starkes und eifriges Christenthum; er hielt nichts, wie er sagte, von den weichen Seelen, die im Sünder stets nur den gefallenen Bruder erblicken und ihn nur mit Liebe aufrichten wollen; das Christenthum sei ein Stecken, ebenso sehr zum Züchtigen wie zum Stützen, und nur wer an sich selbst erfahren, wie wehe der Zorn des Herrn thue, der sei auch fähig den Honig seiner Gnade zu kosten. — Graf Erdmann befand sich damals bereits in jener erbitterten, gewaltthätigen Epoche, von welcher früher die Rede war; es war ihm eben recht, einen Geistlichen in seiner Nähe zu haben, der den Trotz seiner Unterthanen durch ein scharfes Kirchenregiment brechen half und ihrer Ueppigkeit und Weltlust mit den Forderungen einer strengen religiösen Zucht entgegentrat.

So hatte Wohlfahrt denn endlich den Hafen gefunden, nach dem er sich so lange gesehnt; er hatte eine behagliche Stelle, einflußreiche Gönner und eine Wirksamkeit, die sich weit über seinen nächsten geistlichen Beruf erstreckte und ihm mit Bildern einer Macht schmeichelte, zu der sein Ehrgeiz sich noch vor kurzem selbst nicht in seinen kühnsten Träumen erhoben hätte. Ja worin hatte bis vor kurzem

noch sein glühendster Ehrgeiz bestanden? Satt zu werden, ohne sich gar zu sehr dafür plagen und gar zu viel Fußtritte dafür hinnehmen zu müssen. Aber mit dem Essen kommt bekanntlich der Appetit und auch noch mehr als der Appetit. Aus dem Erzieher eines jungen adelichen Wüstlings, der die Dauer seiner Stellung den Launen seines Zöglings und seiner eigenen verbrecherischeu Nachgiebigkeit abkaufen mußte, war er jetzt der geistliche Beistand und Rathgeber eines der ersten Edelleute des Landes, der anerkannte, durch seine geistliche Würde gleichsam privilegirte Hausfreund einer der ersten und angesehensten Familien geworden. Diese Stellung wäre unter allen Umständen verlockend gewesen, und auch die schüchternste Phantasie hätte sich daran entzünden müssen; um wie viel mehr in diesem Falle, wo Persönlichkeit und Verhältnisse von so eigenthümlicher Beschaffenheit waren und wo überdies eine „unglückliche Liebe" bereit war, alles zu dulden und zu wagen, was dem Erkorenen ihres Herzens zu höherm Glanz verhelfen konnte.

Fünftes Kapitel.

Saat und Ernte.

Aber der Prediger von Oberndorf hatte lange genug ausgesäet, er wollte nun auch ernten, und zwar so rasch und so vollständig wie möglich. Inhaber einer einträglichen und angesehenen Pfarrstelle; ehemaliger Erzieher und Vertrauter eines jungen leichtfertigen Edelmanns, der im Begriff stand, die reichste Erbin des Landes heimzuführen; Mitwisser seiner lockern Geheimnisse, und eben dadurch vom Schicksal gleichsam vorausbestimmt, bei dem künftigen Majoratsherrn von Oberndorf eine der einflußreichsten und gewichtigsten Rollen zu spielen; Rathgeber und Günstling des regierenden Grafen, soweit die schroffe, abgeschlossene Natur desselben eines Rathgebers überhaupt bedurfte, und eingeweiht in seine tiefsten und weitgreifendsten Plane; Seelenfreund und geistlicher Beirath einer Dame von dem Reichthum der Empfindungen und dem unermüdlichen Thätigkeitstrieb wie Tante Lucinde, der es völlig zur andern Natur geworden war, immer ihr geheimes Plänchen, ihre kleine versteckte Intrigue zu haben,

an der sie in aller Stille fortarbeitete — es war etwas, allerdings, und wenn der fromme Mann in diesem Augenblick zurücksah auf den Weg, der ihn bis hierher geführt, so durfte wol ein zufriedenes Lächeln über seine breiten stumpfen Züge gleiten.

Allein für den heißen Trieb nach Gunst und Sättigung, der in dem scheinbar so stillen, so unterwürfigen Manne loderte, war es bei alledem noch nicht genug. Er hatte so viel erdulden müssen, so lange Zeit waren Entsagung und Zurücksetzung sein ärmliches Los gewesen; jetzt endlich, wo seine Hartnäckigkeit den Zorn des Schicksals besänftigt zu haben schien, jetzt wollte er auch reiche und volle Entschädigung für alle Unbilden vergangener Zeiten. Er wollte nicht umsonst jahrelang zu unterst am Tisch gesessen, nicht umsonst gelächelt und Ja gesagt haben, wo sein Herz unter tausend schmerzlichen Demüthigungen Nein schrie; er wollte auch nicht mehr blos heimlich von den Blumen der Freude naschen, diesen Blumen, vor denen er seine Gläubigen so eifrig warnte und deren berauschenden Duft doch niemand besser kannte als er — nein, ganz offen, ganz ungestört wollte er genießen, und wo nun winkte der Becher des Genusses ihm lieblicher entgegen als von den Lippen der gräflichen Pflegetochter, der jugendfrischen, in Anmuth und Liebreiz prangenden Elise? Sein ehemaliger Zögling trug die Hand der Herrin davon; so war es ja wol ganz in der Ordnung, daß ihm, dem treuen und erprobten Diener, die Hand der Dienerin zu Theil ward.

Freilich bedurfte es großer Künste und einer mehr als gewöhnlichen Klugheit, um diejenige, auf deren Entscheidung

hier alles ankam, seinem Vorhaben geneigt zu machen. Hätte Tante Lucinde geahnt, daß es mehr war als bloßes christliches Mitleid, was der Prediger für das junge schutzlose Mädchen empfand; hätte sie die wahre Natur jener Blicke verstanden, mit denen er oft so eindringlich, so forschend in Elisens Augen zu lesen suchte — gewiß, sie würde Bedenken getragen haben, eine Bewerbung zu unterstützen, die ihr unter diesen Umständen als ein offener Verrath ihrer eigenen theuersten Empfindungen hätte erscheinen müssen. Zwar hatte Lucinde selbst nie daran gedacht, dem Prediger mehr zu sein als nur eine schwesterliche Freundin; von dem Augenblicke an, da sie sich herabließ, ihr unbeschäftigtes Herz an Wohlfahrt zu verlieren, wußte sie auch, daß Entsagung das Schicksal ihrer Liebe sei. Und wenn in diesem Augenblick alle Unterschiede des Standes gefallen wären und sie hätte mit dem Stillgeliebten ihres Herzens allein auf einer wüsten Insel gelebt, sie würde ihm doch stets nur die platonische Freundin geblieben sein, doch immer nur eine von allem Irdischen geläuterte Neigung von ihm verlangt und angenommen haben. —

Aber so seltsam ist die menschliche Natur beschaffen, und so tief liegt in der Mehrzahl von uns ein unvertilgbarer Zug der Selbstsucht und des Eigennutzes, daß auch da, wo wir selbst weder besitzen wollen noch können, wir doch niemand anders im Besitz wissen wollen; das Glück, das uns versagt ist, oder das wir wol gar eigensinnig verschmähen, soll ebendeshalb auch niemand anders zu Theil werden.

Mit großer Geschicklichkeit wußte der Prediger diese

Schwäche der menschlichen Natur in seiner gräflichen Freundin zu schonen und seinen geheimen Absichten auf Elise eine Wendung zu geben, wonach es schien, als ob er auch darin blos der höhern Einsicht seiner Freundin folge, und als ob es nur ein Opfer sei, das er ihr und seiner Liebe zu ihr darbringe, indem er sich entschloß, die Hand des jungen Mädchens anzunehmen. In ein Pfarrhaus gehört nach der Meinung der Leute und namentlich der ländlichen Bevölkerung nothwendig auch eine Frau Pfarrerin. Wie gern wäre Wohlfahrt unvermählt geblieben! Wie gern hätte er seine ganze Befriedigung nur in dem edeln und reinen Verhältniß zu seiner hohen Beschützerin gefunden! Aber die Rücksichten, die er seinem Amte schuldig war, erlaubten ihm nicht, im ehelosen Stande zu bleiben, und so wollte er die christliche Lebensgefährtin, ohne die er seinen geistlichen Beruf in den Augen seiner Gemeinde nur halb erfüllen konnte, zum wenigsten aus der Hand seiner hochgestellten Freundin und Gönnerin empfangen. — Lucinde selbst empfand den natürlichen Trieb ihres Alters, Ehen zu stiften und Verhältnisse einzufädeln, vorzüglich wenn sie sich sagen durfte, daß dieselben doch zu keinen besonders glücklichen Resultaten führen würden. Und auch übrigens hatte sie Gründe, welche es ihr wünschenswerth machten, das junge Mädchen sobald wie möglich aus dem gräflichen Hause zu entfernen.

Denn wenn auch irgendeine bestimmte Erklärung oder Verabredung noch nach keiner Seite hin stattgefunden hatte, so galt es doch in der ganzen gräflichen Familie so ziemlich als eine ausgemachte Sache, daß Vetter Albert

zum Eidam des Grafen bestimmt sei. Einen Widerstand von seiten der jungen Gräfin hielt niemand für möglich; war Albert doch der einzige Mann, dessen Nähe sie sich überhaupt gefallen ließ und dessen Huldigungen sie mit einem Gemisch von Gleichgültigkeit und Ironie hinnahm, das an und für sich wenig Ermuthigendes hatte, im übrigen aber vollkommen zu dem Charakter der jungen Dame paßte. Kam diese Heirath zu Stande, wie niemand zweifelte, so hing damit eine Menge anderweiter Veränderungen im gräflichen Hause zusammen, die es nothwendig machten, daß auch über Elisens Schicksal entschieden ward. Und da schien es denn für die nachgelassene Tochter eines ehemaligen gräflichen Hausbeamten, für die mittellose Waise, die so lange das Gnadenbrot im gräflichen Hause aß, gar kein geeigneteres und zweckmäßigeres Unterkommen zu geben als die Hand des Predigers, der eben diesem Hause so nahe verbunden war und dessen erprobte Frömmigkeit zugleich für Elisens geistiges Heil alle nur wünschenswerthen Garantien zu bieten schien. —

Dies also war zwischen dem Prediger und seiner Gönnerin abgemacht, und es handelte sich nur noch darum, welche Stellung Elise selbst zu dem Project einnehmen möchte. Oder nein, auch darum handelte es sich nicht: denn konnte das junge schutzlose Mädchen überhaupt einen Willen haben? Die Frau eines Mannes zu werden wie der Prediger, war es nicht ein Glück für sie, das sie begierig mit beiden Händen ergreifen mußte?

Besonders groß freilich schien das Interesse, das Elise an den Prediger nahm, bisjetzt nicht zu sein. Im

Gegentheil, so nahe derselbe dem gräflichen Hause übrigens stand und so intim namentlich seine Beziehungen zu Lucinden, so kühl und äußerlich war sein Verhältniß zu den beiden jungen Damen. Bei Franziska schien das Verhältniß sogar von einer gewissen Färbung des Widerwillens und der Abneigung nicht ganz frei; sie behandelte den Prediger mit sichtbarer Kälte, und es bedurfte des großen Ansehens, in welchem er bei dem alten Grafen stand, um das Verhältniß wenigstens äußerlich aufrecht zu erhalten und Franziska in den Ausbrüchen einer Laune zu beschränken, der sie sonst nur allzu bereitwillig die Zügel schießen ließ.

Allein das lag, wie Tante Lucinde sehr richtig bemerkte, nur an der ungeregelten und verkehrten Erziehung, die der jungen Gräfin überhaupt zu Theil geworden; das höhere Licht war in ihr noch nicht zum Durchbruch gekommen, und darum wußte sie auch die Vorzüge eines Mannes nicht zu schätzen, in welchem Lucinde selbst den Stolz und Schmuck seines Geschlechts erblickte. Elise, in allen Stücken das getreue Echo ihrer Freundin, war es auch in diesem, und wenn Franziska nicht selten Gefallen daran fand, sich mit dem Prediger zu necken und zu schrauben und seine salbungsvollen Aeußerungen ins Lächerliche zu ziehen, so vermied Elise wenigstens alles, was ihm irgendeine trauliche Annäherung gestattet hätte.

Indessen auch das war Tante Lucinde eben recht; auch die Ehe zwischen Wohlfahrt und Elise sollte und durfte ja keine glückliche sein, es sollte und mußte ja ein bloßes Opfer bleiben, das der verehrte geistliche Freund seinen Verhältnissen brachte und durch das er sich unter

anderm das Recht erkaufte, desto ungestörter in Lucindens Nähe zu bleiben und einen Umgang mit ihr fortzusetzen, der ohne diesen Deckmantel mit der Zeit wol doch den Lästermäulern der sündigen Welt hätte verfallen können. —

So Lucinde. Ganz anders freilich der Prediger. Für ihn sollte die Verbindung mit Elisen der Beginn eines neuen Lebens sein, eines Lebens, in welchem er Entschädigung finden wollte für alle Entbehrungen und Mühseligkeiten der Vergangenheit, und dem keine Kette der Dienstbarkeit mehr nachklirren sollte, auch nicht diese Dienstbarkeit, in der er zu Lucinden stand und die ihn schon längst keine Rosenfessel mehr dünkte. Schon jetzt arbeitete er daran, dieselbe mehr und mehr zu lockern und jene zahlreichen Dienste, die er dem gräflichen Hause bisher geleistet, auf ein immer bescheideneres, ihm selbst gemächlicheres Maß zurückzuführen. Er wollte endlich zum Abschluß mit seinem Schicksal gelangen, und dazu dünkte es ihn nöthig, seine Existenz in möglichst bestimmten Grenzen möglichst selbständig festzustellen. In der Geschichte des Oberndorf'schen Hauses waren gewisse dunkle Partien, deren eigentliche Beschaffenheit er freilich so wenig kannte wie das Publikum überhaupt, die ihn aber auch ebendeshalb mit einem Gefühl von Unbehaglichkeit und Bangigkeit erfüllten. Dieses scheinbar so stolze, so prächtige Fahrzeug hatte doch irgendwo, er selbst konnte es sich nicht verbergen, sein geheimes Leck, und Klugheit und Selbsterhaltung geboten ihm, sein Schicksal nicht allzu eng mit dem des gräflichen Hauses zu verflechten. Die einträgliche wohldotirte Pfarre hatte er einmal, die war sein und konnte ihm von niemand

genommen werden; bekam er nun dazu noch die Hand der schönen Elise, so hatte sein Leben sich so behaglich abgeschlossen, wie er es nur irgend wünschen konnte, und darum mußte sein ganzes Absehen auch nur dahin gerichtet sein, sich dieses Glück möglichst vollständig und ungestört zu bewahren. Lucinde, er sah es voraus, mußte über kurz oder lang aus seiner Gönnerin und Freundin seine offene oder heimliche Feindin werden; er hatte nicht im Sinn, an der Seite einer jungen liebenswürdigen Frau eines bloßen Scheinglücks zu genießen, und diese Wahrnehmung mußte die Empfindungen, welche Lucinde für ihn hegte, früher oder später in ihr Gegentheil verwandeln.

Darum mußte er beizeiten auf einen geschickten Rückzug Bedacht nehmen. Ein erster und entscheidender Schritt dazu war gethan, als es ihm gelang, einen jungen Stellvertreter in das Haus des Grafen zu bringen, der eine Menge kleiner häuslicher und geselliger Rücksichten und Verpflichtungen übernahm, welche bis dahin dem Prediger obgelegen hatten. Der Prediger, der bereits in Gedanken im Besitz seiner Geliebten schwelgte, hatte es herzlich satt, Tag für Tag den Gesellschafter des mürrischen Grafen abgeben zu müssen und sich als den Spielball seiner wechselnden, oft sehr ungestümen Launen behandelt zu sehen; er hatte es satt, den unermüdlichen Lobredner des jungen Barons zu machen und an dem Mantel der christlichen Liebe zu ziehen und zu zerren, bis er endlich lang genug war, den zahlreichen Thorheiten, welche der Baron sich zu Schulden kommen ließ, zu verdecken; er hatte es vor allem satt, dem kranken

Oheim, in dem er nur eine höchst unbequeme Zugabe erblickte, eine Theilnahme zu heucheln und einen Respect zu bezeigen, von dem seine Seele nichts wußte. Von diesem lästigsten Theil seiner Obliegenheiten war er frei, seit auf sein Veranstalten und unterstützt durch Tante Lucindens vielwirkende Empfehlung ein junger angehender Candidat, von dessen Fügsamkeit er sich überzeugt halten durfte, als Vorleser und Gesellschafter in das gräfliche Haus aufgenommen worden war.

Aber er hoffte damit auch noch mehr zu erreichen; er hoffte sich einen Nachfolger zu erziehen, durch den er nicht nur, ohne sich selbst unmittelbar zu bemühen, die Fäden jederzeit in der Hand behielt, sondern auf den auch vielleicht Gräfin Lucinde mit der Zeit einiges von dem Interesse übertrug, dessen er selbst sich bisher erfreut hatte und das ihm jetzt, je näher er in Elisens Besitz zu treten glaubte, um so lästiger und drückender ward. —

Ob und wie weit freilich diese künstlichen Berechnungen einschlagen würden, das mußte erst die Zukunft lehren. Jedenfalls glaubte Wohlfahrt, unterstützt durch seine jahrelange Kenntniß der Verhältnisse, der Situation jederzeit Herr zu sein, sodaß er keinen Nebenbuhler zu fürchten hatte und die Entwickelung der Dinge mit vollkommener Gemüthsruhe abwarten konnte.

Sechstes Kapitel.

Am Theetisch.

Dies also der Familienkreis, der sich für gewöhnlich in Schloß Oberndorf zusammenfand und der sich auch heute wieder, am Abend desselben Nachmittags, da wir das Schloß zuerst betraten, zur üblichen Stunde um den Theetisch vereinigte. Derselbe war im Freien aufgeschlagen, in jener schattigen Lindenallee, in der wir vorhin die Unterhaltung zwischen der Gräfin Lucinde und dem Prediger belauschten.

Auch jetzt waren Lucinde und der Geistliche die beiden ersten auf dem Platze. Doch war ihnen nichts mehr von dem Eifer anzumerken, mit welchem sie das Gespräch von vorhin geführt hatten. Der Geistliche hatte allerhand Berichte und Papiere bei sich, verschiedene Angelegenheiten der Gemeinde betreffend, die er dem Grafen zur Kenntnißnahme vorlegen wollte. Lucinde war eifrig in eine Stickerei vertieft und lieh der Unterhaltung des Predigers, die sich über allerhand gleichgültige Dinge verbreitete, nur ein halbes Ohr.

Endlich kam der Graf. Es war eine untersetzte breitschulterige Gestalt, von langsamem, fast schwerfälligem Gang; das bereits ziemlich stark ergraute Haupt hing weiter vor, als es mit der sonstigen kräftigen Gestalt vereinbar schien. Wie er da aus der niedrigen Thür des Herrenhauses hervorgeschritten kam, im kurzen grünen Jagdrock, von zwei mächtigen Hunden gefolgt, machte er mehr den Eindruck eines wohlhäbigen Landmanns oder Försters als eines der reichsten und mächtigsten Edelleute des Landes.

Graf Erdmann war in allem, was die häusliche Einrichtung anbetraf, sehr peinlich und gewissenhaft; wie er selbst die einmal festgesetzten Stunden für die Mahlzeiten und ähnliche häusliche Zusammenkünfte mit größter Genauigkeit innehielt, so liebte er es auch nicht und ließ sich leicht davon verdrießen, wenn andere in diesem Punkt weniger rücksichtsvoll waren.

Auch heute musterte er mit strengem Blick die nur theilweise besetzten Stühle. Aber im Nu klärte derselbe sich auf und ein wohlgefälliges Lächeln glitt über die finstern Züge, als in demselben Augenblick, da der Graf eben den gewohnten Sitz im Lehnstuhl einnehmen wollte, die lieblichste Gruppe den Gang heruntergeschritten kam.

Es war Franziska mit Elisen, die den kranken Onkel Hubert in ihrer Mitte führten. Hubert war, wie schon früher erwähnt, seit einiger Zeit besonders mild und sanft gestimmt, sodaß er ohne die mindeste Gefahr den beiden jungen Mädchen anvertraut werden konnte. So waren sie auch heute mit ihm durch den Park gewandelt. Der Kranke hatte sich phantastisch aufgeputzt mit Blumen und

Kräutern; ein dichter grüner Kranz, von Elisens kunstfertiger Hand gewunden, faßte den breitrandigen Strohhut ein, mit dem er sich gegen die Gewalt der Sonnenstrahlen schützte. Es war ein eigenthümlicher Anblick, die bleiche verfallene Gestalt mit den kummergefurchten Zügen und dem milden blöden Lächeln, überschattet von den grünen Blättern und gleichsam eingefaßt zu beiden Seiten von den jugendlichen Mädchengestalten, auf welche gestützt er langsam daherwandelte.

Sowie Graf Erdmann seinen Bruder erblickte, erhob er sich ehrerbietig und ging auf ihn zu, sich mit Theilnahme nach seinem Befinden erkundigend.

Der Kranke lächelte, halb befriedigt, halb verlegen. „Alles gut, alles gut", murmelte er endlich, „nur die Sonne, die böse Sonne! Ach wenn die Menschen wüßten, was die Sonne für Schaden thut; es ist eine verzauberte Prinzeß, ich weiß jetzt alles, hier unser Kind" — mit einem unendlich zärtlichen Seitenblick auf Elisen — „hat es mir erzählt. Ich bin nur neugierig", setzte er nach einer Pause mit völlig ernstem und nachdenklichem Tone hinzu, „was dabei aus meinen Soldaten wird; sie schmelzen mir, fürchte ich, alle zusammen und dann ist das Reich ohne Vertheidigung und der Feind massakrirt uns ohne Gnade — und mein liebes Kind mit den treuen braunen Augen auch . . ."

Elise nahm das Wort, indem sie erzählte, wie lieb und gut „der Herr" heute wieder gewesen und mit welcher Aufmerksamkeit er auf die kleinen Geschichten gehorcht, welche sie ihm erzählt.

„Glauben Sie nur, Herr Graf", sagte sie mit

Lebhaftigkeit zu Graf Erdmann gewandt, „unser theuerer Patient erholt sich mit jedem Tage mehr; wenn die Aerzte wirklich noch die Absicht haben, ihn auf einige Zeit nach dem Süden zu schicken, so sollten sie nicht länger damit zögern, da sein Zustand niemals günstiger, sein Befinden niemals kräftiger und hoffnungerweckender war als eben jetzt. Doch ist es mir freilich auch ein sehr schmerzlicher Gedanke, mich von ihm trennen zu sollen — ich habe ihn so lieb, den guten gnädigen Herrn . . .“

Während Elise sprach, hatte der Prediger unvermerkt die Augen, die er für gewöhnlich zur Erde gerichtet hielt, unter der breitknochigen Stirn hervor in die Höhe gewendet, hin auf die Sprecherin, die er mit stillen prüfenden Blicken gleichsam durch und durch zu sehen schien. Niemand bemerkte es oder wollte es bemerken als Franziska; ein geringschätziges Lächeln flog über ihre stolzen Züge.

„Der Herr Prediger scheint dein Bedauern zu theilen, gute Elise“, sagte sie mit lauter scharfer Stimme, „vielleicht wenn Onkel Hubert wirklich reist, tröstet ihr euch miteinander, der Herr Prediger ist so reich an salbungsvollen Tröstungen —“

„Der Trost des Herrn“, erwiderte der Prediger demüthig, indem er die Augen sofort wieder auf seine Fußspitzen heftete, mit einem Ausdruck von Einfalt und Unbefangenheit, als ob er nicht auf tausend Meilen den verborgenen Stachel gefühlt hätte, der in den Worten der jungen Gräfin lag — „der Trost des Herrn ist jedem nahe, der ihn sucht; wir aber wollen unsere Gebete vereinigen, daß er Erleuchtung und Frieden sende auf das Haupt unsers verehrten Kranken!“ —

Inzwischen war ein bequemer Sitz für Graf Hubert bereitet, etwas seitab von der übrigen Gesellschaft. Auch schien er, nachdem die erste Begrüßung vorüber, keine Notiz mehr von derselben zu nehmen; in seine Kissen gedrückt, fing er ein kindisches Spiel an mit allerlei Blättern und Halmen, die er sich auf seinem Spaziergang zusammengesucht hatte und die er nun zu allerhand phantastischen Figuren verknüpfte. Allmählich indeß ermüdete ihn auch dies Spiel, die hagern kraftlosen Finger ließen die zusammengeknüpften Halme sinken, und ehe seine Umgebung es noch recht gewahr geworden, war er, umschmeichelt von der linden Sommerluft, in einen tiefen Schlummer verfallen. Es war dies so die Art des Kranken und fand daher auch seine Umgebung keine Veranlassung, weiter darauf zu achten.

„Und wo steckt denn nun unser Magister?“ fragte Graf Erdmann, nachdem man sich endlich um den Theetisch geordnet hatte. Es gehörte dies mit zu den zahlreichen Launen und Absonderlichkeiten des Grafen, daß er eine Vorliebe für gewisse veraltete Titulaturen und Anreden hatte und sie zur Anwendung brachte, auch wohin sie gar nicht gehörten. So nannte er den jungen Mann, der seit einigen Monaten als Vorleser im Hause des Grafen beschäftigt war und von dem wir schon vorhin in dem Gespräch zwischen Lucinde und dem Prediger hörten, standhaft Magister, wiewol derselbe nicht das mindeste Recht an diesen Titel hatte und auch außerdem nicht den mindesten Geschmack daran fand. Allein der Graf, der in vielen Stücken noch einer längstvergangenen Zeit angehörte, hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt,

jeder angehende Gelehrte, der kein bestimmtes Amt bekleide, müsse Magister sein, und so ließ er sich auch nicht davon abbringen, seinen neuen Hausgenossen so zu nennen, zum großen Verdruß der jungen Gräfin, die diesen Titel ganz abscheulich altmodisch und geschmacklos fand.

„Der Magister“, wiederholte sie in etwas gereiztem Tone, „ist über Land, du mußt ihn schon für diesmal entschuldigen, lieber Vater; er ist auf mein Ersuchen in das Städtchen geritten, um mir dort einige der neuesten Zeitschriften umzutauschen.“

„Neue Zeitschriften“, murrte der Graf halb unwillig, halb lachend, indem er das Pack Zeitungen, das uneröffnet vor ihm auf dem Tische lag, mit verächtlicher Handbewegung von sich stieß, „als ob es der Zeitungen und Zeitschriften nicht schon genug und sogar zu viel gäbe, besonders für euch junges Volk, die ihr weit besser thätet, die Nase ins Kochbuch zu stecken oder meinetwegen auch in Gottes freie Luft, als in das alte häßliche Löschpapier. Zu meiner Zeit war das anders; da glaubte man schon ein großer Politiker zu sein und ein großes Stück Arbeit gethan zu haben, wenn man nur alle acht Tage sein Wochenblättchen las; sich aber stunden-, ja tagelang in die Bücher vertiefen, wie ihr jungen Leute es jetzt thut, das ließ man den Gelehrten, die dafür bezahlt werden. Ist's nicht so, Herr Pastor?“

Allein bevor der Prediger, der im stillen schon lange auf eine gnädige Anrede seitens des Patrons gewartet hatte, sich noch zu einer Antwort sammeln konnte, hatte Gräfin Lucinde ihm bereits das Wort vom Munde weggehascht.

„Sie haben ganz recht, Vetter", sagte sie mit Nachdruck, „es ist wahrhaft greulich, was die Jugend jetzt liest, und wenn unser verehrter Herr Prediger nicht ohnedies schon mit soviel Geschäften überladen wäre, möchte ich ihn wol ersuchen, die Lectüre, welche der Herr Magister" (indem sie einen triumphirenden Seitenblick auf Franziska schleuderte) „unsern jungen Damen ins Haus bringt, ein wenig genauer zu controliren; es sind, fürchte ich, Sachen darunter, die mir denn doch für die Augen und Ohren einer Gräfin Oberndorf nicht ganz passend erscheinen. Da sah ich neulich auf Franziska's Arbeitskorb ein Büchelchen liegen, Gedichte von — ja wie hieß er nun doch gleich? Es ist ein Elend mit einem Gedächtniß wie das meine — ja richtig, nun hab' ich's: von Eduard Walldorf — das ist ja die offenbare Revolution, der pure nackte Aufruhr ist das ja!"

Elise war bei dieser unerwarteten Wendung, welche das Gespräch genommen, rasch aufgestanden und hatte sich einen Gang ins Haus gemacht, angeblich um nach dem Thee zu sehen, in der That jedoch um eine gewisse Verlegenheit zu verbergen, die sich ihrer bei Lucindens letzten Worten bemächtigt hatte. Desto ruhiger war die Haltung, welche Franziska behauptete.

„Untersuchen Sie, liebe Tante", sagte sie, indem sie die lange schlanke Gestalt tiefer in den Sessel schmiegte und das glühende Auge fest auf Lucinde gerichtet hielt, „untersuchen Sie mein Arbeitskörbchen öfter, liebe Tante? Fromme Tractätchen und Gebetbüchlein werden Sie allerdings nicht darin finden, so freigebig der Herr Prediger unser Haus auch damit versorgt . . ."

„Laßt euere spitzigen Redensarten, ihr Weiber", sagte der Graf, der es in der Stille gar nicht ungern sah, wenn Franziska der Tante Opposition machte, in seiner gutmüthig derben Weise, „die Tante ist — nun ja doch, sie ist wie unverheirathete Damen von gesetztem Alter zu sein pflegen, sie wird nachgesehen haben, ob dein Arbeitskörbchen kein galantes Billet von Vetter Albert verbirgt. Wie ist es damit, mein Kind? Hat der Leichtfuß von Vetter noch immer nichts von sich hören lassen?"

Vetter Albert befand sich nämlich seit einigen Wochen gewisser Geschäfte halber in der benachbarten Residenz, wo sein Aufenthalt sich länger hinzog, als ursprünglich in seinem Plan gelegen hatte, indessen ohne daß seine Abwesenheit von Franziska besonders schmerzlich empfunden ward.

„Wenn du keine Nachrichten von Vetter Albert hast", sagte sie gleichgültig, „wie sollte ich dazu kommen, lieber Vater? Ich habe nicht die Ehre zu Vetter Albert's Correspondenten zu gehören, und trage", setzte sie halblaut hinzu, „auch kein Verlangen danach . . ."

Siebentes Kapitel.

Der Leibdiener.

Mittlerweile wurde der Thee umhergereicht. Es geschah dies, wie alle Tage, unter Elisens Anleitung durch einen Bedienten des Hauses, einen Burschen im Anfang der zwanziger Jahre, einen wahren Apoll an Schönheit, dessen jugendlich schlanke Gestalt, vortheilhaft hervorgehoben durch die einfache, doch geschmackvolle Livree, jeder fürstlichen Hofhaltung zur Zierde gereicht haben würde. Es war Heinrich, jener Lieblingsdiener des Grafen, dessen Namen wir schon einmal aus dem Munde Johann's, des Leibdieners des Barons Albert, vernommen haben. Heinrich war von Kindesbeinen an im Schlosse auferzogen worden; trotz seiner dunkeln Herkunft — er galt für eins der zahlreichen Waisenkinder, deren sich so viele im Dorf umhertrieben — hatte der Graf ihm eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet und sich mehr als gewöhnliche Mühe mit seiner Ausbildung gegeben; er wollte sich, schien es, an ihm so recht einen Diener

nach seines Herzens Wunsch und Willen heranziehen, eins jener Hausmöbel, wie sie wol in frühern Zeiten in altadelichen Familien existirten und sich, gleich einem ehrwürdigen Hausrath, von Geschlecht zu Geschlecht forterbten.

Allein wenn der Zorn des Grafen schwer zu tragen war, so war es seine Gunst kaum minder. Eben als Lieblingsdiener seines Herrn hatte Heinrich einen schweren Stand, bei weitem den schwersten von der gesammten Dienerschaft des Hauses. Graf Erdmann war in seinen Gewohnheiten und Forderungen außerordentlich genau und grillig, und da überdies seine Stimmung häufig und dem Anschein nach ohne Veranlassung wechselte, so hatten diejenigen seiner Dienerschaft, die sich täglich in seiner Nähe befanden, von seinem Jähzorn manches zu leiden.

Zu Heinrich stand der Graf in einem ganz eigenthümlichen Verhältniß. Wie oben erwähnt, hatte er ihm von Kindheit auf eine besondere Theilnahme erwiesen und sich mehr um ihn gekümmert, als es in unsern aufgeklärten Zeiten sonst wol zwischen Herrschaft und Dienstleuten der Fall zu sein pflegt. Dank der sorgfältigen Anweisung, welche der Graf ihm hatte ertheilen lassen, konnte Heinrich für ein wahres Muster in allen jenen großen und kleinen Kenntnissen und Fertigkeiten gelten, welche zu einem vollkommen ausgebildeten Diener einer großen Herrschaft gehören. Er war von feinen und anmuthigen Manieren, die doch niemals jene Grenze der Ehrerbietung überschritten, welche den Dienenden gezogen ist; niemand verstand so gut wie er eine festliche Tafel

zu arrangiren, dabei war er ein vorzüglicher Schütze und auch im Stall wußte er Bescheid wie wenige. Kurz, wenn man das Musterbild eines angehenden fürstlichen Lakaien sehen wollte, so brauchte man sich nur den schönen Heinrich — wie er von der übrigen Dienerschaft für gewöhnlich genannt wurde, und zwar nicht ohne einen gewissen spöttischen Beigeschmack, der sich aus der bevorzugten Stellung erklärte, welche er im Hause des Grafen einnahm — zu betrachten.

Allein diese bevorzugte Stellung hatte auch ihre Schattenseiten. Heinrich fand an dem Dienst im Schlosse im ganzen nur wenig Geschmack; trotz der Gewandtheit, mit der er die Obliegenheiten seines Berufs ausübte, sagte derselbe ihm doch nur wenig zu. Der Dienst war, was die eigentliche Arbeit anbetraf, nicht allzu schwer, das Leben im Schlosse reichlich, die Behandlung, abgesehen von den einzelnen aufbrausenden Momenten des Grafen, mild und gütig; dabei durfte der junge Mann seine Zukunft als gesichert betrachten, da es nicht in der Art des Grafen lag, ohne die dringendste Noth mit seinen Dienstleuten zu wechseln.

Für einen Sohn der Armuth wie Heinrich war das alles gewiß nichts Kleines, und unzählige seinesgleichen würden ihn um seine Stellung beneidet haben. Er jedoch empfand nicht die Behaglichkeit, er empfand nur den Druck des Dienstes. Das Dienen überhaupt war ihm verhaßt; der Aufenthalt in dem Schlosse, dies ewig gleichmäßige Tagewerk mit seinen bis ins einzelnste vorgeschriebenen Obliegenheiten und Verrichtungen machte ihm Langeweile; er wäre lieber in die Welt gezogen und hätte versucht,

sich gegen Wind und Wetter auf eigene Hand durchzuschlagen.

Aber so oft und so dringend er auch den Grafen um seine Entlassung ersuchte, so wenig wollte dieser davon hören. Graf Erdmann war und blieb nun einmal, so gut er es auch mit seiner Umgebung meinte und so edel seine Bestrebungen waren, eine gewaltthätige Natur, und auch sein Wohlwollen trug noch immer eine gewisse herrische, gewaltthätige Ader in sich; er war nun einmal von Gott zum Herrn, zum Gebieter eingesetzt, und je tiefer er die Verantwortung empfand, welche ihm damit auferlegt war, mit um so größerer Entschiedenheit bediente er sich auch der Rechte, der wirklichen sowol wie der vermeintlichen, die ihm als Gebieter zustanden.

Diese Erfahrung mußte auch Heinrich machen, so sehr er der gewöhnlichen Annahme nach durch die tiefe Kluft des Standes und der Verhältnisse, die zwischen ihm und dem Grafen obwaltete, hätte davor geschützt sein sollen. Graf Erdmann hatte sich nun einmal vorgesetzt, das Glück dieses jungen Mannes zu machen, oder wenigstens was er für das Glück desselben hielt; er betrachtete ihn als sein Geschöpf, und so konnte er auch nach Art der meisten Menschen nur einen Beweis schnöder Undankbarkeit und frecher Widersetzlichkeit darin sehen, wenn Heinrich Miene machte, sein Glück auf andere Weise zu suchen, als der Graf vorausbestimmt hatte.

Auf diese Weise kam es, daß der Graf mit keinem seiner Diener so unzufrieden war und mit keinem so heftige und tumultuarische Scenen zu bestehen hatte als

gerade mit seinem Lieblingsdiener Heinrich. Schon bei einer frühern Gelegenheit haben wir gehört, wie der Bediente des Barons sich beklagte über das unerträglich strenge Regiment, das der Graf über seine Dienerschaft führte, und wie er sie auf Schritt und Tritt controlirte, selbst auch in Dingen, von denen heutzutage keine Herrschaft Notiz zu nehmen pflegt, am allerwenigsten aber eine so vornehme, deren Interesse ebendeshalb auf so ganz andere Dinge gerichtet ist.

Der Graf, wie wir wissen, theilte diese vornehme Unbekümmertheit um das Los seiner Untergebenen nicht, im Gegentheil, unter den patriarchalischen Pflichten, die er mit seinem großen Besitzthum nothwendig verbunden glaubte, nahm die Sorge nicht blos um das äußerliche, sondern auch um das innerliche Wohl und Wehe seiner Diener und Gutsangehörigen die erste Stelle ein. — Niemand hatte von diesem pädagogischen Eifer des Grafen mehr zu leiden als der schöne Heinrich. Die Bedientenstube und der Tanzboden haben ihre Löwen so gut wie der Salon und der Hofball, und ein so schlanker Bursche wie der schöne Heinrich, mit dieser frischen Farbe, diesem lockigen Haar und diesen brennenden schwarzen Augen, schien durchaus berufen, der Don Juan aller Kammermädchen und Bauerdirnen auf zehn Meilen in der Runde zu werden. Die strenge Aufsicht jedoch, welche der Graf über sein Hauswesen führte, und dieser mehr als puritanische Eifer, mit welchem er Zucht und Sitte auf seinen ausgedehnten Besitzungen aufrecht zu erhalten suchte, ließen den jungen Mann seines Lebens nicht

froh werden. Dazu kam, daß, wie schon erwähnt, die bevorzugte Stellung, deren er im gräflichen Hause genoß, ihm den Neid und die Misgunst der übrigen Dienerschaft zugezogen hatte. Der schöne Heinrich sah nicht nur besser aus, er trug sich auch feiner und sprach manierlicher, als es sonst bei Leuten seines Standes der Fall zu sein pflegt. Aber gerade diese löblichen Eigenschaften, die ihn der Herrschaft empfahlen, dienten nur dazu, sein Verhältniß zur übrigen Dienerschaft sowie überhaupt zu den Leuten im Dorfe zu verderben. Mit all seinem Bemühen, die ewigen Ordnungen der Natur — wie er sich auszudrücken liebte — zu beobachten und jeden unverrückt an der Stelle zu erhalten, wohin das Schicksal ihn gesetzt, hatte der Graf sich in diesem Falle doch von seinem wohlmeinenden Eifer zu einem Experiment verleiten lassen, das für alle Theile nicht anders als nachtheilig ausfallen konnte; indem er den schönen Heinrich zu einem Muster von herrschaftlichem Diener erziehen ließ, hatte er ihn über die gewöhnliche Sphäre dienender Leute emporgehoben und in eine Zwitterstellung versetzt, in der er weder sich selbst noch seiner Umgebung genügen konnte.

Heinrich selbst war sich über alle diese Dinge natürlich nichts weniger als klar; er fühlte nur das ungestüme Drängen einer jugendlich leidenschaftlichen Natur, fühlte nur den Zwang, den der Dienst im gräflichen Hause ihm auferlegte, und das täglich größer werdende Verlangen, denselben von sich abzuschütteln. Und doch hielt ihn andererseits wieder nicht nur der eherne Wille des Gra=

fen, dem sich so leicht niemand zu widersetzen wagte, sondern auch ein gewisses Gefühl der Gewöhnung und eine Empfindung der Dankbarkeit, die freilich mit der Unlust, welche der Dienst des Grafen ihm übrigens erregte, nur zu oft in Zwiespalt gerieth.

Achtes Kapitel.

Liebe auf dem Dorfe.

Indessen das Schicksal hat seine Launen und die Liebe ist allmächtig, im Bedientenzimmer so gut wie im Herrenhause. Statt jene leichten Siege zu pflücken, nach denen er gleichsam nur die Hand auszustrecken brauchte und die sich ihm trotz der Strenge des Grafen und trotz der Eifersucht seiner Kameraden gewiß nicht versagt haben würden, hätte er selbst nur das rechte Verlangen danach getragen — statt diese leichten und bequemen Siege zu pflücken, hing der schöne Heinrich sein Herz an das wildeste und ungeberdetste Mädchen im ganzen Dorfe. Die schwarze Nanni war der letzte Ueberrest einer jener zahlreichen Vagabundenfamilien, welche der Vorgänger des Grafen geflissentlich nach Oberndorf gezogen und die Graf Erdmann sich nun vergeblich bemühte, zu ordentlichen ansässigen Bauern umzubilden. In der schwarzen Nanni pulsirte echtes Zigeunerblut; ohne Vater noch Mutter oder andere Angehörige, dabei jung und hübsch und von abenteuerlichem Sinne, zog sie als Harfenmädchen im Lande

umher, überall, wo sie erschien, die Köpfe der Männer in Verwirrung setzend und Flammen erweckend, von denen nur sie selbst nichts zu empfinden schien.

Denn so warm das Blut aus den bräunlichen Wangen des jungen Mädchens leuchtete und so lustig ihre Augen funkelten, so kalt und ruhig schien dennoch ihr Herz zu schlagen. Es war ein eigenthümliches Schicksal, dem die schwarze Nanni anheimgefallen war, ein Schicksal, das sich freilich auch in andern Kreisen ziemlich häufig wiederholt: niemand vermochte ihr eigentlich etwas Böses nachzusagen, und doch stand sie allgemein im übelsten Rufe, keine von den Frauen und Mädchen des Dorfes wollte Umgang mit ihr haben, ja selbst die Bursche, so begierig sie nach einem Blick ihrer schwarzen Augen waren, solange sie ihr allein gegenüberstanden, so zuckten sie dennoch mit vielsagendem Kopfschütteln die Achseln und verleugneten sie, sobald in Gegenwart dritter von ihr die Rede war. Gerade daß ihr niemand etwas Uebles nachsagen konnte, gerade dies war Nanni's größtes Verbrechen; es schien unnatürlich, daß ein junges Mädchen, so hübsch, so übermüthig, bei einer so freien und ungebundenen Lebensweise, immer nur Köpfe in Verwirrung setzen und Herzen in Fesseln schlagen sollte, ohne jemals selbst in ihren eigenen Netzen gefangen zu werden, und so schrieb man ihrer Hinterlist und Gefallsucht zu, was doch nur vielleicht die Folge eines besonders kühlen und spröden Temperaments war.

Auch der schöne Heinrich brannte für sie, mit dem Unterschiede jedoch, daß, während die übrigen ihre Neigung sorgfältig vor der Welt verschleierten, er sie

ganz offen, mit einer Art von trotzigem Stolze zur Schau trug.

Und das wollte in der That etwas sagen, zumal in seiner Stellung. Denn wenn die schwarze Nanni schon übrigens nur wenig öffentliche Freunde zählte, so war sie dem Grafen geradezu verhaßt. Seinem ernsten, strengen Sinne gereichte der ungebundene Lebenswandel des jungen Mädchens zum größten Aergerniß; er wollte auf seinen Gütern fleißige Arbeiter, tüchtige Hausfrauen, geschickte und arbeitsame Mägde haben, aber nicht leichtfertige Dirnen, die mit der Harfe im Arm von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt zogen, und heimgekehrt durch die Erzählungen ihrer Abenteuer den ruhigen Sinn der übrigen Bevölkerung erschütterten und in Verwirrung setzten. — Auch hatte Graf Erdmann sich viele Mühe gegeben, den kecken Sinn des jungen Mädchens zu brechen und es zu einer häuslichern und geregeltern Lebensweise zu gewöhnen. Aber so groß sein Ansehen übrigens und so unbeugsam sein Wille, an diesem jungen Mädchen wurde er zu Schanden. Die Schönheit hat einen eigenen Zauber; so hart und verschlossen der Sinn des Grafen auch war, so mochte doch, ihm selbst unbewußt, die jugendlich prangende Anmuth der schwarzen Nanni eine gewisse Gewalt auf ihn ausüben und ihn abhalten, mit der Strenge gegen sie zu verfahren, wie er sonst wol bei dem leisesten Widerstand zu thun pflegte. Die schwarze Nanni besaß aus dem Nachlaß ihrer Aeltern ein kleines ärmliches Hüttchen im Dorfe; dasselbe war zwar sehr eng und sehr verfallen, allein dem Bedürfniß des jungen Mädchens, das sich seiner nur als gelegentliches Absteigequartier be-

diente, genügte es. Auch zahlte sie die Abgaben und Steuern, die auf dem Häuschen lasteten, regelmäßig, und da sie sich auch übrigens nichts gegen den Buchstaben des Gesetzes zu Schulden kommen ließ, so fehlte jeder Anlaß, mit strengern Maßregeln gegen sie vorzugehen.

Dennoch war sie dem Grafen ein Dorn im Auge; ihr kecker unabhängiger Sinn, ihre ungebundene selbständige Lebensweise, vor allem das Unstete, um nicht zu sagen Leichtfertige ihres Berufs paßte nicht in das strenge System, das der Graf sich entworfen hatte und zu dem er seine Angehörigen, sei es mit Güte, sei es mit Gewalt, heranziehen wollte. Auch hatte er mehr als einen Versuch gemacht, sie ganz von seinen Besitzungen zu entfernen; durch dritte Hand hatte er ihr antragen lassen, ihr das Häuschen abzukaufen und zwar zu einem Preise, der weit über den wirklichen Werth desselben hinausging, unter der einzigen Bedingung, daß sie das Dorf verlassen und niemals wieder dahin zurückkehren sollte.

Die schwarze Nanni jedoch, der es überhaupt an Verstand nicht fehlte, und die also auch sehr wohl wußte, wie weit die gutsherrlichen Rechte des Grafen sich erstreckten, hatte alle derartigen Anerbietungen mit Lachen ausgeschlagen; der Herr Graf, hatte sie geantwortet, habe ganz recht, sie sei ein wilder Vogel, allein auch der wildeste Vogel habe sein Nest, und da ihr Nest nun einmal auf Oberndorf'schem Boden gegründet stehe, so wolle sie dasselbe auch nicht ohne Noth aufgeben.

Das junge Mädchen konnte sich solchen Widerspruch allenfalls erlauben, da es ihr an heimlichen Gönnern, die zur Noth im Stande waren, sie selbst gegen den Grafen

in Schutz zu nehmen, nicht fehlte. Der Graf allerdings that alles Mögliche, sie von ihrem Vagabundenleben, wie er es nannte, zurückzuhalten und ein stilles häusliches Mädchen aus ihr zu machen. Doch war seine Autorität nicht die einzige in der Gegend; neben den gräflich Obern-dorf'schen Behörden hatten auch die herzoglichen Beamten ein Wort mit dareinzureden, und je schonungsloser Graf Erdmann seine Rechte ausübte, je mehr gefielen die Beamten der Regierung sich darin, ihm das Widerspiel zu halten und seine Plane zu kreuzen, wo und wie sie konnten. Mochte Graf Erdmann in seiner Eigenschaft als Gutsherr der schwarzen Nanni die Erlaubniß, als Harfenmädchen im Lande umherzuziehen, auch unter aller-hand Vorwänden verweigern, so gab es doch noch andere Behörden in der Nachbarschaft, die minder scrupulös waren; ein schönes Kind bittet selten vergebens, und auch der hartherzigste Polizeimann fühlt ein gewisses mensch-liches Rühren, wenn zwei schelmische Augen ihn freundlich anlächeln.

Und gerade dieses dem Grafen, seinem Dienstherrn und Gönner, so verhaßte Mädchen nun hatte der schöne Hein-rich sich zur Königin seines Herzens erkoren. Oder nein, nicht erkoren — sein Herz hatte ihr gehört ohne sein Wollen und Zuthun, von dem Augenblick an, da er zum ersten mal in dieses lachende Antlitz, diese dunkeln flam-menden Augen gesehen, zum ersten mal dies schelmische Lachen und den Klang dieser Stimme gehört hatte, die vielleicht nichts weniger als kunstgerecht zu singen ver-stand, dennoch aber in Heinrich's Ohren allen Wohllaut der Welt übertraf. — Glaube doch niemand, daß die

Flamme der Liebe minder heiß und minder heftig brennt, weil ihr heiliges Feuer sich in den Herzen von Menschen entzündet, die nicht zu der sogenannten gebildeten Gesellschaft zählen; die Liebe besitzt überall dieselbe Gewalt und schafft dieselben Leiden und Freuden, in der Seele des Prinzen wie des Bauern, ja selbst einen gewissen Hauch von Poesie, ein gewisses Gefühl des Ewigen und Göttlichen verbreitet sie gleichmäßig über die Herzen der Hoch- wie der Niedriggeborenen. Unter Heinrich's Livree schlug ein Herz, so warm, so treu, so ganz in Liebe hinschmelzend, wie nur je eins in einer menschlichen Brust geklopft hat; kein Dichter, kein Künstler konnte das Ideal seiner Träume mit größerer Glut und innigerer Hingebung lieben, als dieser Bediente sein Harfenmädchen liebte. Freilich vermochte er über seine Leidenschaft nicht so sinnreich zu reflectiren oder gar in so schönen Worten darüber zu sprechen, wie die Gebildeten es können: allein nur um so tiefer brannte ihn seine Glut, und nur um so stärker empfand er alle Schmerzen und Qualen einer unerwiderten Neigung.

Denn unerwidert war diese Neigung. Mit derselben ruhigen Heiterkeit, demselben kühlen spröden Lächeln, das sie den oft sehr zudringlichen Bewerbungen ihrer sonstigen Anbeter entgegensetzte, ließ die schwarze Nanni auch die Liebeserklärungen des schönen Heinrich von sich abgleiten. Und er meinte es doch so gut, so redlich, der wackere Bursche! Unzähligemal bereits hatte er ihr seine Hand angetragen, die ganze bequeme Existenz, deren er im Hause des Grafen genoß, und alle die günstigen Aussichten, die ihm hier offen standen, wollte er ihr zum Opfer bringen, selbst der Zorn seines Gebieters, den er sonst über alles

fürchtete, sollte ihm nicht zu theuer sein, wenn er damit den Besitz des über alles geliebten Mädchens erkaufen konnte.

Allein so oft er davon anfing, schüttelte die schwarze Nanni lachend das Köpfchen, so wild, so lustig, daß das blühende Antlitz völlig unter den krausen Locken verschwand, und dann tief aufathmend, als müsse sie sich erholen von dem herzlichen Gelächter: „Guter Junge“, sagte sie, „was wolltest du wol mit einer Frau wie ich und was sollte mir ein Mann wie du? In mir steckt, wie sie sagen, Zigeunerblut, ich bin unstet, bald hier, bald da, wie der Vogel auf dem Zweige, und wenn ein König mich mit goldenen Ketten fesseln wollte, so würde ich sie zerreißen, weil es Ketten sind. Du aber, guter Junge, du bist mit der Livree auf die Welt gekommen; solange du denken kannst, dienst du; ich selbst erinnere mich, wie du noch ein ganz kleines Kerlchen warst, kaum halb so hoch wie ich jetzt bin, und trugst schon eine Tresse an deiner Jacke und eine Cocarde am Hütchen. Sieh her, das ist meine Hütte — nicht wahr? sie ist ein wenig windschief und wenn sie eines guten Morgens ganz und gar über den Haufen fällt, sollte es mich am wenigsten wunder nehmen. Du meinst vielleicht, kein Hund möchte so leben und ich müßte dir recht dankbar sein, daß du mich aus diesem Elend befreien und mich hübsch weich an einen warmen Herd setzen willst, wo ich keine Sorge mehr habe? Weit gefehlt, Schatz! Diese Hütte ist mein, hier bin ich Herr, und wenn ich ihm nur die paar Dreier alle Zinstage richtig bezahle, so hat euer gnädigster Herr Graf, vor dem ihr andern alle zittert wie die Kinder vor

der Ruthe des Schulmeisters, mir hier auch nicht so viel zu sagen!"

Damit schnippte sie mit den zierlichen Fingern durch die Luft und sprang davon, einen hellen Jodler anstimmend, daß die Leute nah und fern verwundert in die Höhe fuhren und den Kopf schüttelten über das wilde Mädchen. —

Das klang nun wenig tröstlich; aber wo wäre eine Liebe, die dieses Namens werth und die durch irgendwelche Hindernisse bestimmt werden könnte, sich selbst aufzugeben? Auch der schöne Heinrich, so düster die Aussichten für ihn waren, hörte darum nicht auf zu hoffen. Dem Grafen natürlich durfte er von seiner Liebschaft nichts sagen; ihm, der schon an der schwarzen Nanni und ihrem Treiben soviel Anstoß nahm, würde der Gedanke, daß einer seiner nächststehenden und vertrautesten Diener ein Verhältniß eben mit diesem Mädchen unterhalte, geradezu unerträglich gewesen sein, und mußte Heinrich sich also in dieser Beziehung auf den härtesten Widerstand gefaßt machen.

Aber hatte er denn diesen Widerstand wirklich so sehr zu fürchten? Hatte die schwarze Nanni nicht ganz recht? Waren sie nicht Thoren alle zusammen, daß sie sich so blindlings den Befehlen des Grafen unterwarfen, selbst auch in solchen Dingen, in denen doch — das fühlte das Herz des ehrlichen Jungen richtig heraus — kein Mensch dem andern zu befehlen hat? Ja wer war er denn überhaupt, dieser Graf, daß er mit so gewaltiger Faust in die Geschicke seiner Nebenmenschen eingriff? Er war Heinrich's Brotherr; solange Heinrich denken konnte, hatte

er im Schlosse des Grafen gelebt, hatte durch ihn Nahrung, Kleidung, Unterricht empfangen. Das war etwas, sogar, wie Heinrich die Welt bereits kannte, sehr viel, aber doch immer nicht genug, um ihn völlig zum Sklaven des Grafen zu machen. Sah er nicht tagtäglich, wie hier ein Diener entlassen, dort ein anderer neu angenommen ward? Machten nicht manche junge Leute seines Schlags in einem Jahre die Runde in zehn verschiedenen Häusern? Und nur er sollte verdammt sein, ewig unter demselben Joch zu seufzen und dieselbe Kette der Dienstbarkeit zu tragen? Hatte die schwarze Nanni wirklich recht und war diese Livree, die ihn jetzt wie höllisches Feuer brannte, ihm wirklich angeboren, daß er es nicht wagte sie abzulegen? Und wenn er nun das Recht geltend machte, das jedem, auch dem Aermsten zusteht, wenn er seine Entlassung von dem Grafen forderte, ja wenn er seinen Weg zwischen die Füße nahm und heimlich auf und davon ging, wer konnte, wer durfte ihn darum tadeln? — Nur wollte er freilich nicht allein gehen, die schwarze Nanni sollte mit ihm gehen, und daß sie das nicht wollte und daß alle seine Bitten und Thränen vergeblich blieben, das verrückte dem armen Menschen völlig das Concept und stürzte ihn in ein Meer von Zweifeln und Sorgen, das ihn um so wilder hin und her schleuderte, je mehr es ihm an der geistigen Reife und an der Klarheit des Urtheils gebrach, durch welche solche Zustände allein ins Gleichgewicht gebracht werden können.

Und doch gab es noch ein anderes Leiden, das noch tiefer, noch schmerzlicher an ihm nagte — die Eifersucht. Der lustige Beruf, den die schwarze Nanni sich auserwählt,

führte es mit sich, daß sie oft auf Wochen, ja auf Monate aus dem Dorfe verschwand, um dann plötzlich nach langer Abwesenheit ganz unerwartet wieder aufzutauchen. Litt Heinrich schon unter dieser oft wiederholten Trennung, so litt er doch noch weit mehr unter den Gerüchten und Erzählungen, welche die Rückkehr seiner Schönen zu begleiten pflegten. Die schwarze Nanni hatte keinen schlimmern Feind als sich selbst; ihr wildes lustiges Temperament und der Uebermuth, mit welchem sie das Urtheil ihrer Umgebung verspottete, forderte den bösen Leumund fast gewaltsam heraus. Auch that sie sich nicht wenig zugute mit den kleinen Begünstigungen, die ihr hier und da von seiten der Aufsichtsbehörden widerfuhren und vermittelst deren es ihr möglich wurde, dem Unwillen des Grafen zu trotzen. Mehr natürlich bedurfte es nicht, um dem Gerücht die reichlichste Nahrung zu geben, und gerade daß es immer nur beim Gerüchte blieb und daß niemand etwas Bestimmtes gegen das junge Mädchen vorzubringen wußte, gerade das that ihrem Rufe erst recht Abbruch. Man sprach von allerhand vornehmen Liebschaften, welche sie in der Fremde angeknüpft haben sollte; sogar der Name des Barons Albert wurde genannt. Man wollte bemerkt haben, daß die häufigen kleinen Reisen, die er in die Nachbarschaft unternahm, fast regelmäßig mit den Wanderungen der schwarzen Nanni zusammenfielen, und knüpfte daran Vermuthungen und Auslegungen, die ein kräftigeres Zeugniß für die Unwiderstehlichkeit des jungen Mädchens abgaben als für die Tugend des Barons.

Der schöne Heinrich litt unter diesen Gerüchten, die sich freilich immer nur in den Kreisen des Dorfs und der

Dienerschaft hielten, und von denen die Herrschaft entweder keine Kenntniß hatte oder doch keine Kenntniß nehmen wollte, mehr als sich sagen ließ; verschmähte Liebe, Groll, Haß, Eifersucht nagten an seinem Herzen und versetzten ihn nicht selten in einen Zustand von Aufregung und Fassungslosigkeit, daß er kaum im Stande war, den Pflichten seiner Stellung im Hause des Grafen zu genügen.

Auch heute schien es in der Brust des armen Burschen ganz gewaltig zu toben; seine Gedanken waren offenbar nur halb bei dem, was er zu verrichten hatte, so ungeschickt benahm er sich und so lässig, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, verrichtete er die ihm vorgeschriebenen Dienstleistungen. Indem er die gefüllten Tassen im Kreise umherreichte, stolperte er bald hier bald da, überhörte hier einen Befehl, misverstand dort einen andern und setzte durch dies alles die Geduld seines Gebieters, dessen pädagogischem Talent er auf diese Weise allerdings keine besondere Ehre machte, auf eine harte Probe.

Neuntes Kapitel.

Das böse Princip.

Dennoch würde die Ungeschicktheit des armen Tropfes vielleicht unbemerkt geblieben und der Abend ohne Störung vorübergegangen sein, zumal Elise, ihrer wohlwollenden Art gemäß, ihm auf alle Weise beisprang und mit zartem weiblichen Takt die Versehen, die er sich gegen die Ordnung des Hauses zu Schulden kommen ließ, theils verdeckte, theils in das Spaßhafte zu ziehen wußte. Der Graf selbst, der überhaupt viel auf eine gewisse Etikette hielt, wobei er sich nur das eine ausbedang, daß er selbst sie jeden Augenblick überschreiten durfte, war sonst in diesen Stücken ziemlich scharf und unnachsichtig; er hatte sich den Heinrich speciell zu seinem Leibdiener herangezogen, er kannte seine Geschicklichkeit und empfand daher jeden Verstoß, der dem Aermsten in seiner wachsenden Verlegenheit passirte, wie eine speciell gegen ihn selbst gerichtete Vernachlässigung. Indessen sei es der schöne milde Sommerabend, sei es aus Rücksicht auf die Anwesenheit seines kranken Bruders, in dessen Gegenwart er seinen rasch

auflodernden Affecten jedesmal möglichst Zaum und Zügel anlegte, genug, Graf Erdmann schien für die Ungewandtheit seines Dieners heute kein Auge zu haben, und wenn seine Stirn sich auch zuweilen vor Ungeduld zu kräuseln anfing, so war doch ein rasch hingeworfenes Scherzwort Elisens jedesmal hinreichend, sie wieder zu glätten und dem geängstigten Sünder das wohlverdiente Strafgericht zu ersparen.

Allein wie es Naturen gibt, die überall, wo sie erscheinen, Heiterkeit und Frieden verbreiten, und in deren Gegenwart es fast zur Unmöglichkeit wird, sich dem Zorn oder der Verstimmung zu überlassen, so gibt es andere, die im Gegentheil ihren Beruf darin zu finden scheinen, Unfrieden und Mismuth auszustreuen und die Knospe des Frohsinns zu knicken, noch ehe sie sich recht entschlossen hat. Solche Naturen werden dann zuweilen von einem wunderbaren Instinct geleitet, sie haben sozusagen die Witterung des Bösen, sodaß sie ohne es selbst zu wissen und zu wollen, indem sie einem bloßen unbestimmten Triebe folgen, mehr Böses stiften und mehr Unheil anrichten, als sie mit der reiflichsten Ueberlegung — an der sie es freilich bei Gelegenheit auch nicht fehlen lassen — hätten thun können.

Zu diesen Naturen gehörte Tante Lucinde. Ueberzeugt wie sie war, daß die Erde ein bloßes Jammerthal und daß niemand zu reinem und ungetrübtem Glück berufen, hielt sie es für ihre Pflicht, jeden Augenblick sich selbst sowol wie ihre Umgebung an diese Unvollkommenheit alles Irdischen zu erinnern; wo sie irgend Menschen ruhig beisammensitzen und ihres Daseins friedlich genießen sah, da

überfiel sie ein wahrhaft dämonischer Trieb, diese Ruhe zu trüben und diesen Frieden zu stören, ihre Gedanken trieben sich dann in flatternder Eile umher und rasteten nicht eher, als bis sie irgendetwas gefunden, was Veranlassung zu einem verdrießlichen Gespräch, einer aufregenden und verstimmenden Erörterung geben mußte.

So auch jetzt. Der Gleichmuth, mit welchem der Graf über das ungeschickte Benehmen seines Lieblingsdieners hinwegsah, war gar nicht nach ihrem Sinne; sie hetzte mit Blicken, Winken und Geberden, soviel sie irgend konnte, und wenn sie unterließ, einen directen Verweis auszusprechen, so geschah es nur, weil sie wußte, daß der Graf solche Einmischungen in seine hausherrliche Autorität nicht liebte. Aber gottlob! jetzt fiel ihr etwas ein, das war Wasser auf ihre Mühle, und indem sie sich möglichst bequem in ihrem Sessel zurecht rückte und behaglich die Rechte über die Linke schlug, ungefähr so wie andere Leute thun, wenn sie recht etwas Lustiges und Angenehmes aufs Tapet bringen wollen, begann sie mit jener dünnen schrillen Stimme und in jenen langgezogenen weinerlichen Tönen, die ihre Erzählungen für die Mehrzahl ihrer Zuhörer überhaupt so wenig anmuthig machten.

„Ich sprach da vorhin", sagte sie, „von einem Gedichtbuch, das ich bei Comtesse Franziska gefunden und das in der That die reine Revolution predigt. Nun, der Graf, mein Vetter, ist Herr in seinem Hause und hat zu bestimmen, was darin gelesen werden soll und was nicht. Aber zu verwundern ist es freilich nicht, wie Poeten und ähnliche phantastische Köpfe dergleichen gotteslästerliche Dinge drucken lassen, da ja diejenigen, deren Sache

es zunächst wäre, die Gesetze aufrecht zu erhalten und Recht und gute Sitte zu schützen, diese ihnen von Gott selbst auferlegte Pflicht so häufig mit Füßen treten . . ."

Hier hielt sie einen Augenblick still und sah sich langsam im Kreise um, ob dieser vielverkündende Eingang auch seine gehörige Wirkung gethan. Doch war man von Tante Lucinde dergleichen hochtönende Redensarten bereits gewohnt und, mit Ausnahme des Predigers, der ihr mit weitvorgebeugtem Haupte und halbgeschlossenen Augen lauschte, schien daher niemand besonders davon alterirt. — Tante Lucinde gab durch ein leises Hintenüberwerfen des Kopfes zu erkennen, wie sehr sie sich durch diese geringe Aufmerksamkeit, die man ihren Betrachtungen schenkte, indignirt fühlte, aber zu stolz und zu überzeugt von ihrer guten Sache, um noch erst ein Wort darüber zu verlieren, fuhr sie fort:

„Unser theuerer Graf freilich stellt auch in dieser Hinsicht ein Muster auf, an dem alle übrigen sich spiegeln könnten; er weiß, daß die Obrigkeit von Gott ist und daß wenn dem einen die Pflicht ward zu gehorchen, andern die nicht minder schwere und heilige Pflicht obliegt, mit Würde zu befehlen und ihren Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Doch fehlt viel, daß alle Obrigkeiten dieses ihres christlichen Berufs eingedenk wären, im Gegentheil, wenn man sieht, wie gerade einzelne Behörden daran arbeiten, das Ansehen des Gesetzes zu erschüttern und Ordnung und Sittlichkeit zu untergraben, so kann die Verwilderung, die von allen Seiten hereinbricht und die gewiß in kürzester Zeit zur Auflösung alles Bestehenden

in Staat und Kirche führen wird, einen allerdings nicht länger wunder nehmen."

Es waren dies stehende Phrasen, welche Tante Lucinde, die im übrigen von Staat und Kirche ungefähr soviel wußte wie vom Mann im Monde, ihrem geistlichen Freunde abgelernt hatte und die sie nun bei jeder Gelegenheit, passend oder unpassend, an den Mann zu bringen suchte. Auch erreichte sie wirklich so viel damit, daß der Graf verwundert in die Höhe sah, während Franziska sich damit beschäftigte, einem der großen Hunde, die als stete Begleiter unter dem Stuhle des Grafen lagen, mit ihren zarten weißen Fingern kleine Stückchen Zucker auf die dicke schwarze Schnauze zu legen, und hell auflachte, wenn der Hund vergeblich danach schnappte.

„Wenn es sein kann", sagte der Graf in seiner gewohnten derben Manier, „so macht es kurz, Cousine. Der Weihrauch, den Ihr mir streut, kann mich nicht besonders kitzeln, da ich ja weiß, daß er doch nur der Vorläufer irgendeines Unraths ist, den Ihr mal wieder glücklich aufgestöbert. Was gibt's? Haben die Wilddiebe uns wieder einmal ein paar Hasen weggeschossen? Oder haben die herzoglichen Grenzjäger im Vorüberreiten vergessen, der gnädigen Gräfin Lucinde ihren demüthigsten Respect zu bezeigen? Denn ich weiß ja doch, von welcher Art Euere Beschwerden zu sein pflegen..."

Man sieht, der Graf kannte seine Leute. Aber auch Gräfin Lucinde mußte an diese wenig ceremonielle Art des Verkehrs gewöhnt sein, da sie ohne weitere Empfindlichkeit den Faden ihrer Erzählung wieder aufnahm.

„Einem Manne", sagte sie, „der soviel angestammte

Würde besitzt wie mein theuerer Vetter, mag es wohl anstehen, im engen Kreis der Familie und erprobter Freunde des Hauses diese Würde auf einige Augenblicke abzulegen und sich in Formen zu äußern, die mit den nothwendigen und unveräußerlichen Traditionen unsers Hauses nicht eben in Einklang stehen. Doch kann die Wahrheit dessen, was ich sagen wollte, dadurch nicht alterirt werden; es ist und bleibt himmelschreiend, daß die herzoglichen Behörden einem Mädchen wie die schwarze Nanni immer und immer wieder Gelegenheit bieten, ihren verworfenen Lebenswandel fortzusetzen . . ."

Kaum war der Name der schwarzen Nanni über die Lippen der Gräfin, als mit dem schönen Heinrich eine Veränderung vor sich ging, die niemand hätte entgehen können, wenn nämlich in diesem Kreise der aufwartende Bediente ein Gegenstand gewesen wäre, den man überhaupt beachtete; die einzige, die ein Herz und ein Auge für dergleichen hatte, war Elise, und diese war in dem Augenblick gerade beschäftigt, dem schlummernden Kranken das Kissen zurecht zu rücken. Alles Blut war dem armen Jungen aus den Wangen gewichen, sein Antlitz war kreideweiß und die sonst so straffe, kräftige Gestalt schwankte hin und her wie ein Rohr; eine silberne Fruchtschale, die er eben in der Hand trug, fiel geräuschvoll zu Boden, daß die duftigen Pfirsiche weit über den Rasen rollten.

Der Graf begnügte sich, sein Misfallen durch ein kurzes trockenes Husten zu erkennen zu geben, und fragte dann scheinbar gleichgültig, zu Lucinden gewendet:

„Und was ist es mit dem Frauenzimmer? Ist sie

wirklich wieder zurück? Es ist allerdings ein großer Uebelstand, daß man nicht Herr ist auf seinem eigenen Grund und Boden; Personen wie dieses Harfenmädchen sollten in einem ordentlichen Gemeindewesen gar nicht geduldet werden . . ."

„Wie ich höre", erwiderte die Cousine, „wird die Person schon seit gestern wieder hier in der Gegend gesehen, und zwar soll sie frecher und unverschämter auftreten als je. Natürlich, die Beamten von drüben helfen ihr ja immer wieder durch und sorgen dafür, daß die Sünde ja recht freie Straße finde. Ich weiß nicht", setzte sie giftig hinzu, „was ich dafür gäbe, wenn uns ein Mensch von diesem Geschöpf befreien wollte; es ist Sünde und Schande und gereicht dem Namen unsers Hauses wahrlich nicht zum Ruhme, daß in diesem Oberndorf, das durch die Bemühungen unsers theuern Vetters übrigens eine solche Stätte der Ordnung und der Gottseligkeit geworden ist, noch immer solche Creaturen geduldet werden . . ."

In der That, der Leibdiener des Grafen hatte heute viel Unglück, schon wieder hatte er eine Caraffe mit Wasser umgeworfen, und zwar gerade vor dem Prediger, sodaß der geistliche Herr prustend und schnaubend Mühe hatte, sich des unfreiwilligen Bades zu erwehren.

Inzwischen war auch Elise aufmerksam geworden; sie sah das bleiche Antlitz und die zitternde Haltung des jungen Menschen, und obschon sie auf das Gespräch theils nicht Acht gegeben, theils seine Beziehungen nicht kannte, so sagte ihr weiblicher Instinct ihr doch sogleich, daß hier irgendetwas Ungewöhnliches vor sich gehen müsse.

„Heinrich ist krank, wie es scheint", sagte sie, den

Grafen fragend anblickend, „wenn der Herr Graf erlauben, so rufe ich den Joseph, und Heinrich mag auf seine Kammer gehen . . .“

Allein noch bevor der Graf ihr etwas erwidern konnte, bereitete sich vom Eingang der Allee her ein neuer überraschender Auftritt, der alles andere für den Augenblick in Vergessenheit brachte.

Zehntes Kapitel.

Nanni.

Schon seit einiger Zeit hatten sich von der äußern Umfassungsmauer des Parks her einzelne abgebrochene Harfenklänge vernehmen lassen, im Eifer der Unterredung jedoch hatte man sie entweder ganz überhört oder zum wenigsten nicht darauf geachtet. Doch ja, einer hatte sie gehört und auch erkannt — der schöne Heinrich; das Ohr der Liebe hört scharf, und so wäre es schwer zu sagen gewesen, was den Aermsten mehr beängstigte und mehr in Verwirrung setzte, ob die giftigen Reden der Gräfin Lucinde oder ob jene leisen, bald sich nähernden, bald sich wieder entfernenden Harfentöne, die ihm ein nur allzu geliebtes Bild vor die Seele zauberten. Wie schmerzlich, wie qualvoll empfand er in diesem Augenblick den Fluch seiner Dienstbarkeit, die ihn wie eine Drahtpuppe hinter den Stuhl seines Gebieters fesselte, während alle seine Sinne sich in Schmerz und Sehnsucht aufzulösen drohten! Warum hatte er auch keine Flügel, sich über die neidische Mauer hinwegzuschwingen, die ihm den Anblick der Heiß=

geliebten, Langentbehrten verwehrte? Oder warum eröffnete sich nicht die Erde zu seinen Füßen, ihn zu verschlingen auf ewig, mit sammt seinem Schmerz und seiner hoffnungslosen Liebe?! Er sann und sann in verzweifelter Hast auf ein Mittel, sich von dem Dienst loszumachen und ins Freie zu gelangen; Fräulein Elise, in der er von jeher die mildeste und gütigste Herrin verehrte, erschien ihm wie ein leibhaftiger Engel, da sie ihm einen Vorwand an die Hand bot, sich zu entfernen.

Doch sollte ihm keine Zeit bleiben, von ihrer Güte Gebrauch zu machen; noch bevor der Graf eine Antwort ertheilen konnte, ertönten plötzlich vom Eingang des Parks her ein paar kräftige Accorde, und durch die offen stehende Pforte kam die wunderbarste Erscheinung dahergeschritten.

Es war ein junges zartgebautes Mädchen, dem man nach seinem schlanken Wuchs und der Behendigkeit seiner Glieder kaum sechzehn oder achtzehn Jahre zusprechen mochte. Doch leuchtete aus dem dunkeln, von langen schwarzen Wimpern beschatteten Auge ein Feuer, dessen Glut nur wenig zu diesem jugendlichen Alter stimmte. Ihre Tracht war bunt und phantastisch. Um den Kopf trug sie ein brennend rothes Tuch; dasselbe vermochte kaum die Fülle des schönsten Haares zurückzuhalten und bildete einen eigenthümlich pikanten Contrast zu der durchsichtig gelblichen Färbung, welche Stirn und Wangen des jungen Mädchens zeigten. Im Arm hielt sie eine altmodisch gebaute, schwerfällige Harfe, die ebenfalls mit bunten Bändern reichlich verziert war; indem sie dieselbe, trotz ihrer Schwerfälligkeit, wie spielend vor sich hertrug,

griff sie von Zeit zu Zeit mit sicherer Hand kräftig in die Saiten.

Der Leser hat längst errathen, welche seltsame Erscheinung er vor sich hat; es war niemand anders als die schwarze Nanni in eigenster Person, die hier so recht wie der Wolf in der Fabel dazwischenkam. Es war ein wunderbar phantastisches Bild; die Sonne hatte sich mittlerweile dem Untergange zugeneigt, die Lindenallee wogte von grünen dämmerigen Schatten, nur auf dem Eingang lag noch helles blendendes Sonnenlicht. In diesem Sonnenglanz stand das junge Mädchen, leicht auf die Harfe gelehnt, das Haupt keck in die Höhe geworfen, mit halblächelndem Blicke die Gesellschaft musternd; es war wie ein Bild auf Goldgrund gemalt, ja so überraschend war die Erscheinung und so bewältigend wirkte ihr Zauber, daß die Versammlung sie einige Augenblicke sprachlos anstarrte.

Die schwarze Nanni war die erste, welche die Stille unterbrach; sie war ein keckes Mädchen, das den Mund auf dem rechten Flecke hatte und niemals in Verlegenheit war um Rede und Gegenrede.

„Da die gnädigen Herrschaften hier so behaglich beisammensitzen", rief sie, indem sie sich zierlich verneigte und die Augen unerschrocken von einem zum andern gehen ließ — nur gerade den einen, für den ein Blick aus diesen leuchtenden schwarzen Augen am allerunschätzbarsten gewesen wäre, den schönen Heinrich schien sie nicht zu bemerken — „befehlen Sie vielleicht ein Liedchen zu hören? Ich kann mit den allerneuesten Melodien aufwarten, direct aus der Hauptstadt . . ."

Hier konnte Tante Lucinde ihren Unwillen nicht länger zurückhalten. „Aber diese Frechheit“, sagte sie, indem sie sich mit ihrem Stuhl hinter den ihres geistlichen Freundes zurückzog, gleich als müsse sie eine Schutzmauer suchen vor jeder Berührung mit der sündhaften Welt, die sich ihr da so kecklich vor Augen stellte — „aber diese Frechheit übertrifft doch in der That jede Vorstellung; die Person weiß, daß wir sie nicht ausstehen können und daß hier kein Ort ist für ihre schnöden Künste, und dennoch wagt sie es, sich der gnädigen Herrschaft selbst in den Weg zu drängen?“

Graf Erdmann, der, wie uns wohl bekannt ist, große Stücke auf seine Autorität hielt und niemand so leicht gestattete, sich in Dinge zu mischen, die er als sein ausschließliches Eigenthum betrachtete, schien mit dieser Einmischung von seiten seiner Cousine nichts weniger als einverstanden; er warf ihr einen kurzen, ziemlich ernsten Blick zu, und dann sich langsam umwendend, fragte er:

„Und also bist du wirklich wieder hier? und treibst noch immer dein leichtfertiges Handwerk? Ich hatte gehofft, du solltest endlich in dich gehen und dein Ohr guten Rathschlägen öffnen . . .“

Das junge Mädchen war inzwischen ganz nahe gekommen; sie lehnte, als ob sie hier zu Hause wäre, ihre Harfe an einen Baum, und die zarten Arme, die sie bis zum Elnbogen entblößt trug, leicht übereinanderschlagend, sagte sie, indem sie sich nochmals zierlich verbeugte, in einem halb unterwürfigen, halb spöttischen Tone:

„Das Handwerk, gnädigster Herr Graf, könnte freilich besser sein; es ist mitunter recht beschwerlich, so die Landstraße entlang laufen und sich dabei noch obenein mit der alten Harfe schleppen; das Allerschlimmste ist aber doch, daß man so oft in die Lage kommt, Leuten Musik vormachen zu müssen, die nichts davon verstehen und nichts dabei empfinden. Indessen was hilft's? Wir Menschen müssen unser Los nehmen wie es fällt, sonst wäre ich auch wol lieber eine solche schöne junge gnädige Gräfin geworden wie Comtesse Franziska . . .“

Damit wandte sie sich zu der jungen Gräfin, welche das Glas vor die Augen gedrückt, lang hingestreckt in ihrem Lehnstuhl lag und die wunderliche Erscheinung mit einem schlecht verhehlten Gemisch von Neugier und Widerwillen betrachtete. Elise, die vor allem Unerwarteten und Unvorbereiteten eine natürliche Scheu empfand, war verlegen in den Hintergrund getreten, während der schöne Heinrich vergebens nach Fassung rang; sein Antlitz war jetzt ebenso roth, wie es vorhin bleich gewesen war, die hellen Schweißtropfen perlten ihm von der Stirn, während seine Brust von gewaltigen Schlägen auf und ab wogte. Der Prediger, trotz des Zupfens und Winkens, womit Gräfin Lucinde ihn veranlassen wollte, auch ein Wort in der Sache zu sprechen, hielt die Augen auch jetzt wieder dem Anscheine nach fest auf die Erde gerichtet, gleich als ob er an allem, was vorging, nicht den mindesten Antheil nehme; wer jedoch etwas genauer zusah, der konnte leicht bemerken, wie er unter den gesenkten Lidern eifrigst umherblinzelte und sich keinen kleinsten Zug der lieblichen Gestalt entgehen ließ.

Nach einer kurzen Pause nahm der Graf zum zweiten mal das Wort; seine Stimme war ernst, aber nicht ohne eine gewisse Güte.

„Du dauerst mich“, sagte er, „mein Kind, denn du wandelst auf einem Wege, der unmöglich zu etwas Gutem und Tüchtigem führen kann. Auch weißt du selbst, daß ich es nicht an Warnungen und Vorstellungen habe fehlen lassen; die Hand, die dich vom Abgrund retten will, wurde dir oft genug geboten, und es ist deine Schuld, wenn du endlich dennoch zu Grunde gehst.“

Die schwarze Nanni lauschte vornüber geneigt, als hätte sie Mühe, den Grafen zu verstehen; dann mit einem Ausdruck halb kindlichen, halb ungläubigen Erstaunens die großen schwarzen Augen fest auf ihn richtend, erwiderte sie:

„Ich verstehe nicht ganz, was der gnädige Herr Graf meint. Ich erwerbe mir mein Brot, indem ich vor den Thüren singe und Leute, die gern froh sein wollen, noch freudiger mache durch meine Musik; das ist, ich habe es schon gesagt, ein schweres, ein armseliges Brot, aber was daran unehrlich oder sündhaft ist, das vermag ich nicht einzusehen. Es gibt reiche und vornehme Leute, die noch viel Schlimmeres treiben . . .“

Ueber die Stirn des Grafen flog ein leichter Schatten; es verdroß ihn offenbar, daß das Mädchen so wenig Respect bezeigte und sich in einen förmlichen Disput mit ihm einzulassen wagte.

„Es ist nicht meine Sache“, entgegnete er, indem er sich halb zur Seite wandte, „dir Dinge zu wiederholen, die du längst wissen solltest und die, wenn du sie einmal

wirst hören wollen oder müssen, dir der Herr Prediger jedenfalls besser begreiflich machen wird, als ich es im Stande bin. Nur das hättest du dir füglich selbst sagen sollen, daß dies nicht der Ort ist, deine Künste zu produciren; geh und sorge, daß ich dich nicht zum zweiten mal hier betreffe!"

Elftes Kapitel.

Ein kritischer Augenblick.

Es geschah ohne Zweifel mit Absicht, daß das Mädchen die zweite Hälfte des Satzes ganz überhörte; mit desto größerer Unbefangenheit beantwortete sie die erste.

„Und warum sollte hier der Ort nicht sein, gnädigster Herr?“ sagte sie, indem sie den Grafen mit einem Ausdruck von Einfalt und Kindlichkeit ansah, dem nur schwer zu widerstehen war, „eine so reiche und vornehme Herrschaft wird doch gewiß nicht einem armen Harfenmädchen ein Almosen verweigern wollen? Und obenein habe ich ja meine Erlaubniß“, setzte sie hinzu, nun wieder mit einem Antlitz, das ganz Muthwillen und Schalkheit war, „o, sehen Sie nur, gnädigster Herr, was für eine Erlaubniß! Ellenlang und mit einem schönen großen Siegel darunter! Dem Herzog sein Amtmann hat sie mir in eigener Person ausgestellt — o, die Herzoglichen sind lange nicht so schlimm wie Ihre Leute, gnädigster Herr Graf! Aber dafür habe ich dem Herrn Amtmann auch einen recht schönen Knicks gemacht und hab' ihn recht freundlich dazu

angesehen — du lieber Himmel, ein armes Mädel wie unsereins muß ja sorgen, wie sie durch die Welt kommt..."

Während dieser Rede hatte sie mit großer Behendigkeit aus einer Tasche ihres Unterkleides ein vielfach zusammengefaltetes und engumschnürtes Stück Papier hervorgeholt, und dasselbe behaglich ausbreitend und dem Grafen auf dem flachen Händchen entgegenhaltend, rief sie:

„Zehn Meilen in der Runde, hat der Herr Amtmann mir gesagt, kann ich auf dies Stück Papier singen, und niemand hat ein Recht, es mir zu wehren — niemand, gnädigster Herr Graf!"

Die Zornader auf der Stirn des Grafen schwoll immer höher; dennoch bezwang er sich, und die Zeitungen, die noch vor ihm auf dem Tische lagen, ergreifend, schien er entschlossen, von der Gegenwart des jungen Mädchens keine Notiz mehr zu nehmen.

Aber diese war wie von einem Dämon besessen; war es Uebermuth des Temperaments oder lag irgendeine geheime Absicht dabei zu Grunde, genug, sie wollte sich offenbar nicht zur Ruhe geben, ohne ihr Müthchen an dieser Gesellschaft gekühlt zu haben, die ihr doch an Rang und Stand so unermeßlich überlegen war. Für den schönen Heinrich hatte sie dabei noch immer kein Auge; während sie jeden einzelnen in dem Kreise fixirte, als wollte sie ihn mit Blicken durchbohren, sah sie über den unglücklichen Liebhaber hinweg, als schaute sie in die leere freie Luft, und auch die flehenden Blicke und die heftigen Geberden, mit denen der arme junge Mensch ihr seine Anwesenheit kund zu thun suchte, vermochten nicht ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Dagegen kehrte sie sich plötzlich

zur Gräfin Franziska, und in einem wunderlich vertraulichen Tone, der zu der Stellung eines wandernden Harfenmädchens nur sehr wenig paßte, sagte sie:

„Ah, was mir einfällt, gnädigste Gräfin — ich habe auch den Herrn Baron Albert in der Stadt gesehen; Grüße hat er mir freilich nicht aufgetragen, das würde sich nicht schicken, aber so viel kann ich doch sagen, daß der Herr Baron recht wohl aussah und sich recht sehr zu amusiren schien — in der That, recht sehr . . .“

Es mußte irgendeine geheimnißvolle Beziehung in diesen anscheinend so unverfänglichen Worten liegen, wenn dieselbe auch nur der Sprechenden selbst bekannt war. Denn unvermerkt während der letzten Worte hatte ihr Antlitz, das eben noch so unbefangen, so muthwillig dareinschaute, einen unverkennbaren Ausdruck von Hohn und Bitterkeit angenommen; die kleine zarte Gestalt hatte sich hoch aufgerichtet, das Auge leuchtete in finstern Gluten und um den feinen Mund spielte ein bitteres, fast boshaftes Lächeln.

Franziska fand auch jetzt nicht für gut etwas zu erwidern; sie maß das Harfenmädchen nur mit jenem Blick vornehmster Gleichgültigkeit, der ihr auf so unnachahmliche Weise zu Gebote stand, zuckte dann leicht mit den schönen schlanken Schultern und griff ebenfalls nach den Zeitungsblättern.

Aber Tante Lucinde besaß diese vornehme Ruhe nicht; selbst abgesehen von dem ganz besondern Widerwillen, den sie gegen das als leichtfertig verrufene Harfenmädchen hegte, widersprach der ganze Auftritt den Begriffen, welche sie von der Etikette eines gräflichen Hauses hegte, aufs

äußerste, und da der Prediger trotz alles Drängens und Winkens keine Miene machte, sich in die Sache zu mischen, so mußte Tante Lucinde nun endlich selbst einen Trumpf ausspielen.

Indem sie daher mit großem Geräusch den Fächer, den sie während des ganzen Gesprächs rastlos in den Fingern hin und her gedreht hatte, zusammenklappte, erhob sie sich, und dem Prediger ihren Arm bietend, sagte sie:

„Natürlich steht dem Herrn Grafen, meinem Vetter, frei, sich jede Gesellschaft zu wählen, die ihm beliebt; da die gegenwärtige jedoch meinen Begriffen von Anstand und Sitte nicht entspricht, so bitte ich um Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen; kommen Sie, mein Freund..."

Und schon im Abgehen begriffen, setzte sie, den Kopf majestätisch hintenüber werfend, noch hinzu: „Das hätte ich freilich nie gedacht, daß eine Gräfin Oberndorf genöthigt sein würde, einer solchen — Person das Feld zu räumen."

Aber das hieß Oel in das Feuer schütten, das in der Seele des wandernden Harfenmädchens wogte und knisterte. Sie sah Gräfin Lucinde einige Augenblicke durchdringend an, dann ihr ziemlich abgetragenes Schürzchen an beiden Zipfeln in die Höhe nehmend, mit einer spaßhaft übertriebenen Verbeugung:

„Ah der Tausend", sagte sie, „da ist ja auch die gnädige Tante Lucinde! Ah meine gnädige Gräfin, so jung ich auch noch bin, so kenne ich doch manche hochgeborene Dame, die viel darum gäbe, sie wäre noch solche — Person wie ich bin . . ."

Allein damit war die Geduld des Grafen auch erschöpft.

„Ist die Dirne toll?“ rief er. „Heda, Heinrich, was steht der Narr und sperrt den Mund auf? Nimm die Person bei der Schulter und führe sie hinaus, woher sie gekommen — und wenn du“, setzte er zu Nanni gewendet hinzu, „dich unterstehst, diesen Garten oder irgendeinen Raum, der zu meinem Schlosse gehört, jemals wieder zu betreten, so gib Acht, was dir geschieht! Schlimm genug, daß ich solch Geschöpf im Dorfe dulden muß, so will ich wenigstens den Raum, wo ich lebe, von ihrer Nähe freierhalten ...“

Aber auch jetzt noch blieb Nanni unerschüttert, ja in demselben Maße, wie der Zorn des Grafen zum Ausbruch kam, schien ihr Muthwille sich zu steigern. Sie hielt einen Augenblick die Hand über die Augen, wie um besser zu sehen; dann, mit verwundertem Lächeln, sagte sie:

„Ei wirklich, der schöne Heinrich — guten Abend, Heinrich, wie geht es? Du hast so viel Gold am Kragen, daß es mich ordentlich blendet ...“

Heinrich stand wie ein Baum, ohne sich zu rühren. Der Graf, purpurn im Gesicht, wiederholte seinen Befehl.

„Nun, wird's?“ rief er, „oder soll ich dem Burschen etwa Beine machen lassen? Es ist Gesindel, einer wie die andere ...“

Die schwarze Nanni trat einen Schritt zurück. „Ach, gnädigster Herr“, sagte sie, indem sie nur mühsam ein schadenfrohes Kichern hinter den weißen Zähnchen zurückhielt, „haben Sie Mitleid mit dem armen Jungen; soll

ich einmal die Ehre haben, von Euer Gnaden hochgräflicher Livree aus dem Garten geführt zu werden, so geruhen Sie es wenigstens einem andern Ihrer Leute zu befehlen, der Heinrich taugt dazu nicht, der ist ja verliebt in mich bis über die Ohren . . ."

Und ihm quer über die Versammlung hinweg heiter zunickend: „Nicht wahr, Heinrich", sagte sie, „du bist noch immer mein getreuer Courmacher? und wirst die arme Nanni gewiß nicht zum Schimpf und Spectakel des ganzen Dorfs vom Schlosse werfen?"

„Ganz gewiß wird er es", rief der Graf, den jetzt seine ganze alte Berserkerwuth überkommen hatte. „Zum letzten mal, Bursche, fort mit der Dirne! oder du sollst erfahren, was es heißt, sich meinen Befehlen widersetzen!"

Aber Heinrich stand noch immer wie festgewurzelt; seine Lippen bebten, das Wasser war ihm in die Augen getreten.

„Ich bin Euer hochgräflichen Gnaden Bedienter", sagte er mit leiser, doch fester Stimme, „aber kein Büttel, am wenigsten gegen wehrlose Frauenzimmer; will die Nanni nicht gutwillig gehen —"

„So werde ich sie mit Hunden vom Hofe hetzen", rief der Graf, jetzt völlig von den wilden Wogen seines Zorns überwältigt, „sie und dich dazu! Heda, Sultan, Nero, faß! faß!!"

Im selben Nu sprangen die beiden riesigen Doggen, die unter dem Lehnstuhl des Grafen lagen, in die Höhe, und mit gewaltigem Gebell anschlagend, wiesen sie dem erschrockenen Mädchen die Zähne.

Aber schon war der schöne Heinrich an ihrer Seite.

„Das werden Sie nicht thun, gnädigster Herr", rief er, alle bisherige Schüchternheit abwerfend, in festem herrischen Tone, „das ist keine Art und ziemt sich am wenigsten für einen großen vornehmen Herrn, Hunde hetzen auf ein schutzloses Mädchen!"

Um den Tumult zum äußersten zu steigern, fuhr in demselben Augenblick der kranke Hubert laut jammernd in die Höhe. Das heftige Gespräch, die drohenden Stimmen, dann das Anschlagen der Hunde hatte ihn erweckt; ängstlich wie er war, glaubte er in seinem verworrenen Sinne sich selbst von irgendeiner Gefahr bedroht und brach in lautes Wehklagen aus. „O, o!" rief er, indem er sich ängstlich an Elisen schmiegte, die ihn vergebens zu besänftigen suchte, „das ist der Feind! der Feind!! und nun ist es um meine ganze schöne Armee geschehen!"

Aber dieser Zwischenfall versetzte den Grafen Erdmann erst recht in Wuth. „Hussa, faß!" rief er, indem er die Hunde mit Wort und Geberde anfeuerte.

Die Hunde antworteten mit einem furchtbaren Geheul und sprangen dann mit gewaltigen Sätzen an dem zitternden Mädchen empor. Heinrich warf sich den wüthenden Thieren entgegen; seine Stimme, ihnen nicht minder bekannt als diejenige des Grafen, machte sie stutzig und brachte eine augenblickliche Pause in dem ungleichen Kampfe hervor.

Diese Pause wollte Nanni benutzen, sich zu flüchten; sie griff nach der Harfe, die neben ihr an einem Baum lehnte. Aber sei es, daß sie in der Bestürzung fehl griff und dabei ausglitt, sei es, daß die Hunde, angefeuert durch den wiederholten Zuruf des Grafen, der vor Zorn sich selbst

nicht mehr kannte, aufs neue auf sie eindrangen — genug, es gab ein Getümmel, in welchem Nanni niederstürzte, die schwere Harfe fiel dröhnend, mit schrillem Misklang auf ihr Haupt, und in demselben Augenblick rieselte auch ein breiter Blutstrom unter dem rothen Tuch hervor über die weiße Stirn, während die Augen des jungen Mädchens sich in Nacht und Bewußtlosigkeit schlossen.

Heinrich, in Nanni's Sturz verwickelt, kniete ihr zur Seite, mit gewaltigem Arm die wüthenden Hunde abwehrend. Wie er das Blut rieseln sah, ging eine furchtbare Veränderung mit ihm vor; wie eine züngelnde Flamme von Giebel zu Giebel leckt, so schien der sinnlose Zorn des Grafen auch ihn erfaßt zu haben.

„Blut!" rief er, „warmes Blut! Ah, das fordert Blut!" Und mit Riesenstärke die Hunde zurückschleudernd, drang er mit erhobener Hand auf den Grafen ein. — Es war eine Scene, wie sie in diesem Raume noch nie stattgefunden und wie die Betheiligten selbst sie gewiß noch vor wenig Augenblicken für unmöglich gehalten hätten. Graf Erdmann, soeben noch in so gewaltigem Zorne, schien jetzt über seine eigene That erschreckt; er stand hoch aufrecht, aber stumm, die Hände auf dem Rücken gefaltet, nur mit festem gebieterischen Blick den rasenden Jüngling von sich abwehrend. Gräfin Franziska war dicht zu ihm getreten, sie legte die schmale feine Hand auf seine mächtige Schulter, gleich als könnte sie ihn dadurch zurückhalten; ihre Züge waren auch jetzt kühl und ruhig, nur spiegelte sich ein Ausdruck von Ueberdruß und Unbehagen darin, von dem indessen schwer zu sagen, ob er mehr dem Vorfall selbst galt oder nur dem wüsten Spectakel,

dem Bellen, Schreien und Lärmen, welcher den Auftritt begleitete. Elise hatte sich, sprachlos vor Angst und Schrecken, über den jammernden Hubert gebeugt; Tante Lucinde, unfähig ihren Empfindungen Worte zu geben, riß den großen grünen Fächer mitten entzwei, während der Prediger sich vorsichtig nach dem Hause hin zu salviren suchte.

Und wirklich kam vom Hause her die Hülfe, deren es in diesem kritischen Augenblick so sehr bedurfte. Ein junger Mann im Reitkleid, die Gerte in der Hand, mit allen Spuren eines langen und ermüdenden Rittes, aber noch immer frisch und elastisch daherschreitend, trat vom Hause her in den Garten; mit erstaunten Blicken maß er die Scene, unfähig, sich den Zusammenhang derselben zu erklären.

Elise war die erste, die ihn gewahr ward. „Ah", rief sie, ihm unwillkürlich zwei Schritte entgegeneilend, „welch ein Glück! Herr Anton!"

Auch Graf Erdmann nickte dem Ankömmling halb befriedigt entgegen. „Der Magister", brummte er halblaut, und dann festen Schrittes mitten durch das Getümmel an dem jungen Manne vorüber in das Haus schreitend: „Das heiße Blut", sagte er, „hat mir da wieder mal einen Streich gespielt; seht zu, Magister, wie Ihr die Sache ins Gleiche bringt, und dann kommt, mir Rapport zu erstatten."

Auch Tante Lucinde war durch die Ankunft des jungen Mannes sichtlich aufs angenehmste überrascht; es mochte ihr doch wol klar geworden sein, daß sie in kritischen Fällen, wie der gegenwärtige, an ihrem geistlichen

Freunde keinen vollkommen ausreichenden Beistand hatte. „In der That", sagte sie wohlgefällig, „Herr Feldner! Ah, Sie kommen doch immer im richtigen Moment, mein bester Herr Feldner . . ."

Aber wie ist das, freundlicher Leser? Ich sehe im Geist, wie du das Buch verwundert aus der Hand legst und den Kopf schüttelst über die seltsame Vergeßlichkeit des Autors; ist der ehrsame Candidat Anton Feldner denn nicht längst auf dem Wege nach Rußland, wo er seinen alten reichen Oheim zu beerben gedenkt? Haben wir ihn nicht sozusagen selbst in den Wagen gebracht und haben ihm unsere besten Wünsche und Grüße mit auf den Weg gegeben? Wie kommt denn dieser Anton Feldner, der jetzt schon längst unter Kalmücken und Tungusen sitzen und die Fabrikarbeiter seines Oheims controliren muß, hierher in den Garten des Grafen Oberndorf?

Aber nur Geduld, geneigter Leser, und sieh dir den jungen Mann nur erst ein wenig genauer an: diese wehenden Locken, dieser freie kecke Blick, diese kräftig männliche Haltung — das ist ja gar nicht der stille bescheidene Anton Feldner, das ist ja unser alter Freund Eduard Walldorf, der Poet aus dem Dachstübchen, der Träumer, den wir in dem Augenblick verließen, als sein ganzes bisheriges Schicksal zusammenbrach. Wie er, der Ausgewiesene, der Heimatlose, jetzt hierher kommt? und was dieser Namenstausch bedeutet? — Gedulde dich noch einige Augenblicke, theuerer Leser, und du sollst es alles ausführlichst erfahren.

Zwölftes Kapitel.

Der Entschluß.

Als Eduard von der für ihn so verhängnißvoll gewordenen Unterredung mit dem Bürgermeister in seine einsamen vier Wände zurückgekommen war, hatte er anfangs selbst nicht gewußt, ob er über die unerwartete Wendung, welche sein Schicksal dadurch genommen hatte, sich freuen oder betrüben sollte. Ein besonders eifriger Theolog war er, wie wir uns erinnern, niemals gewesen; die Kanzel, die einst den Ehrgeiz des Knaben entzündet, hatte längst aufgehört ein Gegenstand seiner Bewunderung, seiner Sehnsucht zu sein, und auch ohne diesen Zwischenfall, er fühlte es deutlich und fühlte es sogar mit einem gewissen Stolz, würde er sie niemals betreten haben. Nur auf Anton's Andringen, zum Theil auch aus Rücksicht auf sein altes Mütterchen, und um wenigstens äußerlich allen Anforderungen genügt zu haben, hatte er sich zur Prüfung gemeldet; dieselbe hatte für ihn nur der Schlußstein einer Laufbahn sein sollen, mit wel-

cher er innerlich schon seit langem abgeschlossen und auf der er gewiß war, das Glück seines Lebens nicht zu finden. Auch der Aufenthalt in dem kleinen langweiligen Städtchen, in dem er sich nun durch Anton's Abreise völlig vereinsamt fühlte, war ihm im stillen schon längst zur Last geworden. Selbst Hannchen's jugendliche Reize hatten ihren Zauber für ihn verloren; es gab mit einem Wort nichts mehr, was ihn an dieses dunkle Fleckchen Erde fesselte, und darum war auch von hier weggewiesen zu werden weit weniger eine Strafe für ihn als eine Belohnung.

Aber nur freilich die Art und Weise, wie diese in der Stille so heiß ersehnte Freiheit ihm jetzt plötzlich aufgedrungen ward, diese kränkte und erbitterte ihn. War er wirklich strafbar, warum stellte man ihn nicht vor Gericht? Und welch ein Maß der Gerechtigkeit war dies überhaupt, die ganze Zukunft des Menschen büßen zu lassen, was doch selbst im schlimmsten Fall nur der Uebermuth des Poeten gesündigt hatte?

Wäre Eduard mit dem Lauf der Welt bekannter gewesen, als er war, oder wäre seinem jugendlich bescheidenen Sinne mehr Eitelkeit beigemischt gewesen, so würde er vielleicht den Versuch gemacht haben, das Märtyrerthum, das ihm da auf einmal so ungesucht über den Hals kam, zu seinem persönlichen Vortheil auszubeuten; es war damals eben die Zeit, wo es genügte, sich als ein Opfer der Regierungen darzustellen, um sofort und ohne weiteres Zuthun ein gefeierter Mann des Volks zu werden. Allein dem naiv kindlichen Sinne unsers Poeten lag eine solche Speculation mit dem Unglück durchaus fern; er fühlte nur das Unrecht, das ihm widerfuhr,

und sah sich vergeblich nach Waffen um, sich desselben zu erwehren.

Das Empfindlichste bei dem ganzen Ereigniß war ihm der Gedanke, in seine Heimat zurückkehren zu sollen, in ein Dorf, dem er sich längst entwachsen fühlte, zu diesen Menschen, deren kleinen beschränkten Interessen er schon in frühester Jugend so fern gestanden und in deren Gesichtskreis er jetzt, nachdem sein Leben inzwischen eine so ganz andere Entwickelung genommen, unmöglich wieder zurücktreten konnte. Mit welchen kühnen Verheißungen, welchen stolzen, hochfahrenden Planen war er einst geschieden! Mit welchen Hoffnungen hatte sein altes treues Mütterchen ihn entlassen, welche Erwartungen hatte sie an seine Zukunft geknüpft! Die Rücksicht auf die alte, verlassene, vom Leben so hart geprüfte Frau war es gewesen, die ihn alle die Jahre her abgehalten hatte, den Schritt freiwillig zu thun, den ihm das Schicksal jetzt aufnöthigte — und nun sollte er mit all diesen zerstörten Planen, all diesen zertrümmerten Hoffnungen ihr unmittelbar unter die Augen treten? So oft hatte er sie mit heitern Bildern der Zukunft getröstet, so oft hatte er es ihr ausgemalt, wie es sein würde, wenn sie erst zu ihm käme, sich einen neuen Herd bei ihm zu gründen und den Rest ihres Alters in traulicher Gemeinschaft mit ihm unter demselben Dach, an demselben Tische zu verleben — und nun sollte er selbst zu ihr zurückkehren in ihr armes kleines Witwenhäuschen, ein hülfloser und, was noch schlimmer war, ein aussichtsloser Flüchtling, beladen mit dem Spott oder vielleicht auch mit dem noch drückendern Mitleid der Menschen?

Nein, nein, das sollte, das durfte nicht geschehen, diesen Schmerz durfte er ihr, diese Schande sich selbst nicht anthun, diesen Triumph nicht den Spöttern bereiten, die ja schon vor Jahren bezweifelt hatten, daß er jemals im Stande sein würde, sich zu etwas Tüchtigem emporzuarbeiten, und die nun auf eine für seine Eigenliebe so kränkende Weise recht behalten sollten. Denn in den Augen jener Leute, die natürlich von den Verhältnissen, welche hier in Betracht kamen, nicht das Mindeste verstanden, ja selbst in den Augen seiner Mutter, der einfachen schlichten Frau, deren Verständniß diese Dinge ebenfalls unendlich fern lagen, wäre er ja doch immer nur ein Verbrecher gewesen, ein politisch bestrafter, ein auf den Schub gebrachter Vagabund — und als solcher sollte er heimkehren, er, der seinen Namen so angesehen, so glänzend zu machen gedacht hatte? Nimmermehr!

Es war ein heftiger Kampf, den der junge Mann innerlich durchzukämpfen hatte; es erwachten dabei Empfindungen in ihm, eine Gewalt des Hasses, ein Trotz, ein Durst nach Rache, von denen in seinem kindlichen Herzen früher keine leiseste Spur gewesen war. Es ging damit, wie so oft in ähnlichen Fällen: indem man einen Unschuldigen ungerechterweise bestrafte, machte man einen Schuldigen. Ja, jetzt haßte er die Gewalthaber, gegen die er bisher nur die zierlichen Pfeile des Witzes und der Satire geschleudert; jetzt wünschte er sich eine Stimme, vernehmbar vor allem Volk, um mit Flammenworten gegen die Willkür zu eifern, deren Opfer er geworden; jetzt zuckte es ihm in den Fingern, die Maske von dem Antlitz jener frommen Heuchler zu reißen, die ihn, mit seiner

reinen aufrichtigen Begeisterung, mit seinem edeln und feurigen Wollen, für unwürdig erklärten, ein Lehrer der Jugend zu sein! Ein unwiderstehliches Gelüst befiel ihn, das Treiben dieser Scheinheiligen aufzudecken; er wünschte sich in eine große Stadt, in die Nähe eines Hofes, in die Mitte eines großartigen geselligen und politischen Treibens, um diese Menschen gründlichst studiren und sie dann in ihrer ganzen abschreckenden Häßlichkeit der Verachtung des Publikums preisgeben zu können.

Aber wie sich ihnen nähern? wie einen Blick werfen über diese goldenen Schranken, mit denen sie sich vom Volke absperrten? O in der That, Freund Wendelmeier hatte recht: Eduard wollte die Welt belehren und kannte sie nicht, nicht einmal diejenigen kannte er, die seine ganze Seele haßte und deren Uebermuth und Willkür er in diesem Augenblick auf so schmerzliche Weise an sich selbst empfinden mußte.

Doch war jetzt nicht die Zeit zu derartigen Betrachtungen; ein Entschluß mußte gefaßt werden, und zwar ein Entschluß, bei dem auch die äußere Nothdurft des Lebens nicht unberücksichtigt blieb. Denn auch diese machte sich geltend; so bescheiden seine Existenz in dem Städtchen gewesen war, immerhin, so hatte er doch existirt, und mit Schrecken gewahrte er, wie der Boden, auf dem er sich bis dahin, wenn auch nur im engsten Umkreis, bewegt hatte, unter ihm zusammenbrach. Allerdings war es ihm bei der Einfachheit seiner Lebensweise und der Geringfügigkeit seiner Bedürfnisse möglich gewesen, sich ein kleines baares Sümmchen zusammenzusparen; der Ertrag seines letzten Gedichts, das ihm jetzt so theuer zu stehen

kam, lag noch unangerührt in seinem Pulte. Allein wie lange sollte das kleine Kapital wol reichen, wenn jeder andere Erwerb ihm fehlte? Und gehörte, was er besaß, nicht vor allem seiner Mutter? — Es war eine sehr hausbackene, sehr prosaische Frage, aber selbst der Poet mußte ihre Dringlichkeit anerkennen: wovon wollte er in Zukunft leben? ja was wollte er überhaupt beginnen und wohin sich wenden?

Denn in sein Dorf, wie gesagt, kehrte er nicht zurück, weder jetzt noch jemals, solange der Makel dieser Ausweisung ihm anhaftete. Und wenn der Herzog seine ganze Armee gegen ihn marschiren ließ, wenn auf jeder Straße ein Gensdarm hinter ihm dreingeschickt ward, so mußte er dennoch Mittel und Wege finden, diesem Schicksal, das vor seiner Phantasie dastand in riesenhaften Dimensionen, wie ein Aeußerstes, Unsagbares, zu entgehen. — Eduard besaß vielfache und gründliche Kenntnisse, aber er verstand die Kunst nicht, wie man seine Waare aufputzt und zu Markte bringt. Auch übertrug er die Abneigung, die sich seit einiger Zeit in dem Städtchen gegen ihn kund gab, auf das Publikum im allgemeinen; in seinem jugendlich unerfahrenen und bescheidenen Sinne ahnte er nicht oder dachte er wenigstens nicht daran, daß es noch andere und ungleich bedeutendere Kreise gab, in denen der Conflict, in welchen er mit den Behörden seines Ländchens gerathen war, ihm im Gegentheil als gültigster Freibrief und kräftigste Empfehlung gedient hätte. In kleinstädtischen Umgebungen aufgewachsen, theilte Eduard, trotz seiner politischen Freisinnigkeit, dennoch wenigstens bis auf einen gewissen Grad den kleinstädtischen Respect und die

kleinstädtische Furcht vor jeder Berührung mit der Obrigkeit. Seit er der Gegenstand einer polizeilichen Ausweisung geworden, kam er sich selbst wie geächtet vor; unbekannt mit den praktischen Verhältnissen des Lebens, ohne Freunde, ohne Empfehlungen, gezeichnet gleichsam von der Hand des Gesetzes, wie durfte er hoffen ein Asyl zu finden, das ihn vor weitern Verfolgungen sicherte?

So ging in diesen kurzen Stunden, die der junge Mann nach seiner Rückkehr von dem Bürgermeister in der Einsamkeit seines Dachstübchens verlebte, eine tiefe Umwandelung in ihm vor; sein ganzes bisheriges Leben erschien ihm wie ein großer Irrthum. Wie lästig war ihm jetzt das bischen Bekanntschaft, dessen sein Name sich erfreute! Wie sehr hätte er jetzt gewünscht, nie aus seiner Verborgenheit herausgetreten zu sein! Das „Tauch' unter — tauch' unter", das Freund Wendelmeier ihm gestern so nachdrücklich zugerufen, klang ihm rastlos in den Ohren, er hatte keinen angelegentlichern Wunsch und kein glühenderes Verlangen, als nur für einige Zeit ganz verschwinden, ganz untergehen zu können in der Woge, aus der er so vorwitzig emporgetaucht, bis das Unwetter vorüber — oder noch besser: bis er sich fähig fühlte, durch neue, wahrhaft gediegene Werke eine Celebrität wiederherzustellen und zu vertheidigen, welche eine zufällige Verknüpfung von Umständen ihm jetzt sehr ohne sein Verdienst zugeworfen und die daher für ihn selbst mehr beschämend als erfreulich war.

Und mitten in diese niederschlagenden und peinlichen Gedanken drängte sich — denn so wandelbar ist das menschliche Herz und so schwankt es von einem Pol zum

andern — dann immer wieder das schadenfrohe Bewußtsein, dem Schicksal ein Schnippchen geschlagen zu haben und frei zu sein von einem Drucke, der schon so lange auf ihm gelastet und den abzuwälzen es ihm weniger an der Neigung als an der Entschlossenheit gefehlt hat. Es war ein Ruck, der an seiner ganzen Existenz rüttelte, diese Unterredung mit dem Bürgermeister: aber immerhin, so fiel damit auch alles über den Haufen, was an dieser Existenz bisher unwahr und unerquicklich gewesen war. Eduard konnte es zu keinem rechten Zorn gegen seine Verfolger bringen, weil das, was sie ihm angethan hatten, in letzter Instanz so ganz und gar mit seinen eigenen Wünschen zusammenfiel. Und wenn er sich jetzt als Flüchtling durch die Welt schlagen und wenn er mit Noth und Entbehrung kämpfen mußte, so war ihm auch das noch immer lieber als dieses öde traurige Einerlei, in dem er so lange dahinvegetirt hatte. Alle die farbenreichen Schilderungen, welche Freund Wendelmeier ihm von seinen Jugendabenteuern gemacht hatte, traten mit verlockender Gewalt vor die Seele des Jünglings; er schämte sich ordentlich der thörichten Geduld, mit der er so lange die Einförmigkeit dieses engen spießbürgerlichen Daseins ertragen. Er fühlte deutlich oder glaubte doch zu fühlen, daß er an einem großen Wendepunkt seines Lebens war; jetzt oder nie mußte auch ihm die Stunde der Befreiung schlagen, jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, sich ebenfalls in der Welt zu versuchen und die Wirklichkeit selbst in jenes romantische Licht zu rücken, das ihm bisher nur aus den Werken der Kunst entgegengeschienen hatte.

Es war kein geringer Verlust für Eduard, daß er gerade in diesem verhängnißvollsten Augenblick seines jungen Lebens seines Freundes Anton entbehren mußte; Anton's nüchternes Urtheil würde die überwuchernde Phantasie des Poeten zurecht gewiesen, sein verständiger Rath ihm die Fährte gezeigt haben, sich aus diesem Labyrinth widersprechender Gefühle und Betrachtungen herauszufinden. Den Wirth zum Rothen Löwen zum Vertrauten seiner Lage zu machen, fühlte Eduard sich dagegen, er wußte selbst nicht durch welche Bedenklichkeit, abgehalten. Vielleicht war es die Besorgniß, von der überlegenen Weltkenntniß seines erfahrenen Freundes bei dieser Gelegenheit gänzlich erdrückt zu werden, vielleicht auch war es eine geheime Rücksicht auf Hannchen, deren Schadenfreude er fürchtete und von der er sich nicht in einer für ihn so wenig schmeichelhaften Situation wollte betreffen lassen.

Aber die Zeit drängte, ein Entschluß mußte gefaßt werden, und wohlan, Eduard faßte ihn. Die Sonne war eben im Untergehen und warf, über die spitzen Giebel der Nachbarschaft hinwegscheinend, einen letzten goldenen Schimmer in sein enges kleines Stübchen, als er mit sich selbst ins Klare gekommen war.

„Adieu Sonne", sagte er, „du wirst mich hier nicht wieder treffen", und nickte dem sinkenden Feuerball, der allmählich zu einem kleinen purpurnen Sternchen verglimmte, um endlich ganz zu verlöschen, einen flüchtigen Scheideblick zu. Dann ordnete er seine Sachen, freilich nicht so gründlich, wie der bedächtige Anton es gethan hatte, aber dafür etwas schneller. Seine kleine Baarschaft theilte er in zwei Hälften; die eine und zwar die

größere, sandte er an seine Mutter. In dem Briefe, den er dazu schrieb, theilte er in ziemlich allgemeinen Ausdrücken mit, daß eine gewisse Aenderung seines Schicksals, von der er sich für die Zukunft das Beste verspreche, ihn unerwartet zu einer längern Reise veranlasse; er bat sein Mütterchen, ihm zu vertrauen, wie sie es bisher gethan, und schloß mit der Versicherung seiner kindlichen Ergebenheit. — Das war nun höchstens zur Hälfte wahr, und schon diese halbe Lüge, ja schon dieses bloße Verschweigen der Wahrheit fiel dem jungen Manne schwer aufs Herz. Denn er war von Hause aus eine wahrhaftige Natur, und es fiel ihm schwer sich zu verstellen, selbst auch wo er sich seiner löblichen Absicht bewußt war. Inzwischen tröstete er sich damit, daß es ja nur eine Nothlüge; Nothlügen aber gehörten sozusagen zum täglichen Hausrath der Welt und ihres Treibens, und da er nun einmal entschlossen war, sich in die Welt zu stürzen, so durfte er auch in diesem Punkt nicht allzu weit hinter ihren Anforderungen zurückbleiben.

Indem er sich denn noch einmal in dem ziemlich leer und unheimlich gewordenen Stübchen umsah, fiel sein Blick auf die Zeugnisse und Papiere, welche Anton zurückgelassen; dieselben lagen noch unverändert, wie er sie gestern aus der Hand gelegt, und unwillkürlich, ohne recht etwas dabei zu denken, ergriff er sie und schob sie sorgfältig zusammengelegt in seine Brieftasche. Gleich darauf verwunderte er sich über sich selbst, wie er doch auf diesen Einfall gerathen; doch fiel ihm ein, daß es ihm ja an jedem vorschriftsmäßigen Ausweis mangelte, und so mußte er sich wegen seiner eigenen Klugheit beloben, die

ihm instinctmäßig gerathen, die Papiere des Freundes, die er im Nothfall ja für sich selbst benutzen konnte, mitzunehmen. Daß er eine Täuschung begehen würde, falls er dies wirklich thäte, daran dachte er nicht; er war überhaupt viel zu erregt und zu sehr mit den Bildern einer ungewissen Zukunft beschäftigt, um eines vollkommen klaren und ruhigen Gedankens fähig zu sein.

Darum faßte er sich auch mit dem Abschied von seiner alten Wirthin, die sich gar nicht darüber beruhigen konnte, nun auch den zweiten ihrer vortrefflichen Miethsherren verlieren zu sollen, möglichst kurz; dann aber, und zwar diesmal ohne den gewohnten Gang in den Rothen Löwen gemacht zu haben, suchte er sein einfaches Lager auf und legte sich mit dem Bewußtsein zur Ruhe, daß es zum letzten mal geschah an dieser Stelle.

Dreizehntes Kapitel.

Auf der Wanderschaft.

Es war ein frischkalter, aber klarer und heiterer Morgen, als Eduard sich auf die Reise begab. Wohin? er wußte es selbst nicht, er wollte es machen, wie sein berühmter Freund Wendelmeier es vor so vielen Jahren gemacht hatte: er wollte nachholen, was er versäumt, untertauchen wollte er in den bunten Strom des Lebens, gleichviel wohin derselbe ihn treiben würde.

Wer sich auf eine so abenteuerliche Reise begibt, darf sich natürlich nicht mit allzu vielem Gepäck beladen. Auch Eduard hatte nur das Nothwendigste von seinen Habseligkeiten in einem Kofferchen zusammengepackt, das verglichen mit dem juchtenen Ungethüm, welches Anton mit nach Rußland genommen hatte, wie eine Maus neben einem Elefanten aussah. Und um völlig frei und ungehindert zu sein, hatte er auch dies Kofferchen mit einer Fuhrgelegenheit auf die nächste Eisenbahnstation vorangesandt; hier erst, wo ihm gleichsam die Thore der Welt geöffnet waren und wo das Dampfroß ihn mit derselben

Windeseile nach Osten wie nach Westen entführen konnte, wollte er sich entscheiden, wohin seine Reise eigentlich gehen sollte. Die paar Meilen Wegs bis zur Station beschloß er zu Fuß zurückzulegen; eine Jagdtasche hing ihm an der Seite, auf die blonden Locken hatte er einen breitrandigen Hut gedrückt, das buntfarbige Tüchlein, das er locker um den Hals geschlungen trug, flatterte lustig im Winde. So schritt er munter einher, nicht achtend des beschwerlichen Wegs, der sich in steilen Windungen in die Höhe zog und der schon von alters her den Fuhrleuten und Wanderern, die ihn zu passiren genöthigt waren, manchen Schweißtropfen und nach Gelegenheit auch wol manche laute und leise Verwünschung ausgepreßt hatte.

Allein die Mühe belohnt sich. Denn sowie diese Höhe, welche das Städtchen, dessen Bekanntschaft wir in dem ersten Abschnitt unserer Erzählung gemacht haben, von der übrigen Welt abschließt, einmal erreicht ist, so verwandelt sich auch wie mit einem Zauberschlage die ganze Gegend; es ist gleichsam ein neues Land und ein neuer Himmelsstrich, in den man sich versetzt sieht. Statt der öden grauen Felswände, die das Städtchen fast zu erdrücken drohen, breitet sich hier oben eine weite fruchtbare Ebene aus, anmuthig unterbrochen von einzelnen wellenförmigen Hügeln, die allmählich höher und höher ansteigen, bis sie endlich im blauen Duft der Ferne verschwimmen. Zahlreiche Dörfer liegen über die Ebene ausgestreut; die reinlichen weißen Giebel, die leuchtenden rothen Dächer, die stattlichen Kirchthürme mit den vergoldeten Wetterfahnen, die im Sonnenscheine funkeln und glänzen, verkünden den Wohlstand ihrer Bewohner. Die

Wege, in angenehmem Wechsel sich bald in der Ebene dahinziehend, bald die Hügel hinanklimmend, sind mit Obstbäumen eingefaßt; ihnen zur Seite murmeln muntere Bäche, die sich hier und da zu stillen klaren Teichen vereinigen. Das Ganze ist das vollständigste Gegenbild zu der Landschaft, welche der Wanderer, die Höhe hinaufsteigend, im Rücken läßt; wie dort alles eng, finster und unfreundlich, so ist es hier weit, hell und lachend.

Freilich, um den Reiz dieser Gegend recht zu empfinden, muß man sie sehen, wenn der Mai seine weiße Blütendecke über die Alleen und Hecken ausgebreitet hat, oder wenn der laue Sommerwind die gelblichen Aehren auf und ab wogen läßt wie ein goldenes Meer; es ruht dann auf dieser Landschaft, so wenig Großartiges oder eigentlich Malerisches sie auch darbietet, ein Ausdruck des Friedens und der Fülle, der den Beschauer unwiderstehlich ergreift und die Seele mit süßem Behagen erfüllt.

Aber auch heute, in dieser wenig günstigen Jahreszeit, da die Märzsonne zuerst mit siegreichem Strahl durch die winterlichen Nebel hindurchdringt, gewährt sie einen anmuthigen und erfreulichen Anblick, namentlich für den, der aus dem engen unwirthbaren Thale heraufsteigt und das Auge hier zuerst wieder mit Wohlgefallen auf der weiten Fläche ausruhen läßt.

In diesem Falle, wie wir wissen, war unser Freund. Seit langem war es heute zum ersten mal wieder, daß er so frank und frei über Feld wanderte; er hatte einen langen verdrießlichen Winter in der Stube gesessen, alles, was er hier außen sah, schien ihm neu und wunderbar

und versetzte seine Seele in freudige Aufregung; die Wange glühte, das Auge leuchtete ihm vor Lust und Uebermuth. Es war die Seligkeit des Wanderns, die ihn trunken machte, jenes eigenthümliche Wohlgefühl, jenes Bewußtsein vollständiger Freiheit und Unabhängigkeit, von dem wir uns getragen fühlen wie auf Fittichen, indem wir in erster Morgenfrühe durch die schweigende Landschaft schreiten, entgegen der dämmernden Ferne, die uns mit träumerischen Augen anblickt.

Auch Eduard breitete die Arme dem Morgenwind entgegen, mit Entzücken horchte er dem Murmeln der Bäche, jedes grüne Hälmchen, das, hervorgelockt durch den nahenden Frühling, an ihrem Rande emporsproßte, erregte seine Aufmerksamkeit und wurde von ihm begrüßt wie ein lieber Bekannter; tausend glückliche Erinnerungen an seine Kindheit, die er ja ebenfalls zwischen Feld und Acker verlebt hatte, wirbelten ihm durch Kopf und Herz und machten ihn selbst noch einmal zum Kinde. Kein Wanderer kam des Wegs, dem er nicht schon von weitem einen freundlichen Gruß zugerufen hätte; die Mädchen kicherten, indem er vorüberschritt, und sahen ihm wohlgefällig nach; selbst den Pflügern auf dem Felde winkte und nickte er und wünschte ihnen Glück zu ihrem Tagewerk.

Auf der Höhe des Berges angelangt, wo eine Krümmung des Wegs eine letzte Aussicht in das Thal eröffnet, wandte er sich rückwärts. Das Städtchen mit seinen spitzen schwarzen Dächer lag tief unter ihm und war nur noch in schwachen Umrissen von den düstern Bergen zu unterscheiden, an die es sich anlehnte. Indem der junge Mann seinen Blick darüber hingleiten ließ, lagerte es sich

plötzlich wie ein Schatten über sein Angesicht und ein halb spöttisches, halb trotziges Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Ade du altes garstiges Nest", sagte er halblaut, „du schwarzer Fleck in meinem Leben, und möge mein Auge niemals wieder an deinen finstern Mauern haften! Nicht ohne Grund siehst du mich so ernst und düster an: bist du mir doch ein Grabstein geworden für viele schöne thörichte Hoffnungen, viele kindische Plane und Entwürfe, mit denen ich dich einst betrat und die nun zerflattert sind, schnell und spurlos wie der Hauch meines Mundes. Es ist ein gut Stück Leben, das ich in dir verloren habe, und ich muß mich eilen, wenn ich es wieder einbringen will. Thor, der ich war, da ich durch ein Phantom von Freundschaft und Unzertrennlichkeit, für dessen Verwirklichung die Erde nun einmal keinen Raum bietet, mich bestimmen ließ, meine frische sonnige Jugend zwischen deinen alten düstern Mauern zu vergraben! Was haben sie mir genutzt, die Jahre, die ich hier zugebracht? Was hat sich erfüllt von all den Träumen, über denen ich hier so lange thatlos brütete? Nichts, ja weniger als nichts; ich stehe heute ärmer und verlassener da als im Anfang meiner Laufbahn, und wenn ich bisher in thörichtem Eigensinn mich vor der Welt versteckte, so sehe ich mich jetzt Hals über Kopf hineingerissen in die wirbelnde Flut, ohne selbst nur zu wissen, wohin sie mich führen wird. Das also ist das Los dieser Jugendfreundschaft, die meine Seele so lange erfüllte und die sie erfüllen wird bis an das Ende meiner Tage, das ist der Ausgang dieser Idylle, in die ich mich so lange eingesponnen hatte, daß alles andere darüber vergessen schien: der eine weit weg

in den kalten barbarischen Norden, und der andere — ja wohin der andere?! ..."

Hier verstummte Eduard, von Unmuth und Bitterkeit überwältigt; nicht blos seine Vergangenheit, sondern auch seine Zukunft lag in diesem Augenblick so düster und farblos vor ihm wie das alte finstere Städtchen zu seinen Füßen.

In demselben Moment ließ hoch über seinem Haupt eine Lerche ihr erstes jubelndes Lied erklingen; wie ein Blütenregen flossen die schmetternden Töne durch die klare blaue Luft hernieder. Es war wie ein leibhaftiger Gruß des Frühlings, eine Einladung an alle gepreßten Herzen, ihren Kummer abzuwerfen und mit der erwachenden Erde ein neues hoffnungsreiches Leben zu beginnen. Die ganze Natur schien aufzuhorchen; selbst die Arbeiter auf dem Felde hielten in ihrer Beschäftigung inne und schauten in die Höhe und nickten einander zu und deuteten mit dem Finger auf den holden Frühlingsboten, der es aller Welt verkündigte, daß das strenge Regiment des Winters zu Ende und daß nun bald, bald wieder König Mai, der sanfte milde Mai, der Freund der Liebenden, der Tröster der Einsamen, sein blühendes Scepter schwingen werde!

Auch an dem Herzen unsers Freundes ging der Gruß der Lerche nicht unverstanden vorüber.

„Und doch", rief er sich schüttelnd, als wollte er mit kräftigem Ruck eine Last von den Schultern abwälzen, „und doch, beim Himmel, ist es am besten so, wie alles gekommen, und ich muß dem Schicksal Dank wissen, daß es gehandelt hat statt meiner; der Käfig ist geöffnet, die Kette gebrochen, und was für Stürme nun auch kommen

mögen, der Winterschlaf, in dem ich so lange gelegen, ist vorüber, und in Stürmen und Gewittern hält der Frühling seinen Einzug!“

„Habe Dank“, fuhr er fort, „kleine Lerche, du hast meinen Muth wieder wach gesungen und hast die Nebel verscheucht, die letzten, so Gott will, die aus diesem dumpfen Thal zu mir in die Höhe steigen. Ja, wandern, wandern! Bin ich nicht frei und ledig wie die Lerche in den Lüften? trage ich nicht gleich ihr die Gabe des Liedes in der Brust? Willkommen, goldene Freiheit! Wer dich hat, kann alles andere entbehren; aber der Sklave, dem die Knechtschaft zur Gewohnheit geworden, muß deinen erfrischenden Hauch erst ertragen lernen. Fort mit den Büchern, sie haben mich alt und stumpf gemacht vor der Zeit; jetzt gilt es, das Buch der Wirklichkeit zu durchblättern, das aufgeschlagen vor aller Augen liegt, nur daß wir so selten geneigt und fähig sind, seine Sprache zu verstehen. Wie erquickend dieser Duft ist, der aus den frischgepflügten Feldern steigt! Es ist der Liebesathem der alten treuen Mutter Erde, die alle Wesen mit gleicher Zärtlichkeit hegt und pflegt; er erinnert mich an meine Kindheit und läßt mich die Jahre bedauern, die ich in gelehrtem Müßiggang, fern vom Busen der Natur, der alliebenden, verbrachte. Gottes Segen über euere Arbeit, ihr wackern Pflüger! Auch das Leben ist ein Acker, der seine Frucht nur dem darbringt, der mit kräftiger Hand die harte Rinde zu zerbrechen weiß. Glücklich, wer den Pflug seines Schicksals dabei immer in so geraden, so gleichmäßigen Linien führen kann, wie sie der Bauer auf dem Felde zieht! Mir ist es nicht so gut geworden, ich muß nach rechts und links

ausweichen, aber wenn nur die Saat gut ist, die ich streue, so gedeiht sie am Ende wol doch, trotz des Unkrauts, das mit ihr emporsprießt. Auch der Landmann, der hier die Furchen zieht, weiß nicht, was daraus emporwachsen wird, und ebenso wenig weiß ich, wo ich dereinst meine Garben schneiden werde. Aber dieselbe Sonne, welche die Saat des Landmanns wachsen läßt, scheint auch mir, es ist derselbe Himmel, der sich über der Frucht des Feldes wölbt und zu der auch die Geister emporblicken; ihm will ich vertrauen — ade zum letzten mal, du altes trauriges Nest, und nun frisch hinein in das wilde thörichte Vagabundenleben! Ich bin so lange ein so gehorsamer und demüthiger Schüler gewesen, daß ich nun, da mein Mentor mich für immer verlassen und das Schicksal selbst mir die Flügel gelöst hat, auch wol einmal etwas leichtsinnig sein darf. Wie sagte doch Freund Wendelmeier? Niemand wird gescheidt, der nicht seine gehörige Anzahl dummer Streiche gemacht hat, — wohlan denn, meine Zeit ist da, jetzt will ich die meinen machen . . ."

Vierzehntes Kapitel.

Die Einkehr.

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen war Eduard munter vorwärts geschritten, bis die lothrecht stehende Sonne und ein leichtes Murren des Magens ihn daran erinnerten, daß die Mittagsstunde gekommen und daß es nachgerade wol an der Zeit, ein wenig zu rasten. Der Zufall fügte es, daß eben ein Wirthshaus in nächster Nähe war. Dasselbe lag hart am Wege, ungefähr einen Büchsenschuß von dem Dorfe entfernt, zu welchem es gehörte; die hellen reinlichen Fenster sowie die wohl unterhaltene Umzäunung ließen eine ordentliche Wirthschaft vermuthen, sodaß Eduard beschloß, hier seine Mittagsrast zu halten.

Um so mehr befremdete es ihn, indem er sich dem Hause näherte, ein wüstes Geräusch von Musik, Gesang und allerhand durcheinander lärmenden Stimmen zu vernehmen. Selbst ein Kind des Dorfs und mit den Gebräuchen und Einrichtungen desselben wohl vertraut, wußte er, daß in ländlichen Wirthshäusern an Werkeltagen kein Besuch zu sein pflegte, am wenigsten in dieser

Stunde, wo jedermann zu Hause über dem Essen saß; wo aber dennoch um diese Stunde Leute in der Schenke beieinander hockten, da war es in der Regel loses Gesindel, das die Arbeit scheute und dem der Aufenthalt im Wirthshause zu einer leidigen Gewohnheit geworden war. Eduard überlegte daher bei sich, ob er nicht lieber eine Strecke weiter bis zum nächsten Gasthof gehen sollte; doch war weit und breit keine zweite Einkehr zu sehen, und da es ja überdies mit ein Hauptzweck seiner abenteuerlichen Reise war, Menschen in allerhand Situationen und Verhältnissen zu sehen und kennen zu lernen, so überwand er den kleinen Widerwillen, den das wüste Geräusch ihm erweckte, und trat kurz entschlossen ein.

Allein wie groß war sein Erstaunen, da er die Wirthsstube vollkommen leer und öde fand. Nur ein bleiches hageres Weib in ziemlich vernachlässigtem Anzug, offenbar die Wirthin selbst, ging schlurfenden Schrittes von einem Tisch zum andern, ein paar schwerfällig summende Fliegen verfolgend, welche im Ofenwinkel überwintert hatten und die nun durch die warme Frühlingssonne aus ihrem Versteck hervorgelockt waren. Die Luft in der Stube war so schwer, das Gesicht der Frau so mürrisch, die Art und Weise, wie sie Eduard's Gruß erwiderte, so wenig einladend, daß er fast schon bereute, dem warnenden Vorgefühl, das ihn von dem Eintritt abmahnte, nicht gefolgt zu sein. Indessen war er nun einmal da, und da ja ein Fußwanderer, noch dazu von Eduard's einfacher Gewöhnung, leicht zufrieden gestellt ist, so beschloß er gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Er legte daher sein Ränzel beiseite und bestellte eine

kleine Erfrischung. Während die Wirthin ging, dieselbe zu holen, überzeugte er sich, daß sein Ohr ihn nicht getäuscht, und daß in einem entfernten Flügel des Hauses in der That Musik und allerhand lustiges Treiben war; wie die Thür geöffnet ward, hörte er durcheinander schwirrende Stimmen, untermischt mit lautem Lachen und jenem eigenthümlichen Jauchzen und Stampfen, durch welches der Bauer seine Freude zu äußern pflegt. Dazwischen ward es dann wieder ganz still, und Eduard meinte den Gesang einer wohlklingenden weiblichen Stimme, begleitet von einer Harfe oder einem ähnlichen Instrument, zu vernehmen. Auch war auf Gängen und Treppen ein lebhaftes Hin- und Wiederlaufen, Knechte und Mägde kamen, leere Krüge zu bringen und gefüllte wieder fortzutragen, kurz es mußte etwas Besonderes im Hause los sein, und unser junger Freund, der ja auf Abenteuer ausging, beschloß, dem Dinge näher nachzuforschen.

Doch war es nicht leicht, mit der Wirthin in ein Gespräch zu kommen; sie war, wie schon gesagt, außerordentlich verdrossen und wortkarg, und zwar, was Eduard am allermeisten auffiel, wurde sie in demselben Grade verdrießlicher, je mehr die Mägde hin und her liefen und Bier und Branntwein und andere Erfrischungen in den Seitenflügel des Hauses trugen.

„Seltsame Wirthin", dachte Eduard bei sich, „die sich ärgert, je mehr ihre Gäste verzehren", und versuchte auf allerhand Umwegen hinter das Geheimniß zu kommen. Da dieselben jedoch bei dem schwerfällig mürrischen Wesen der Wirthin nicht zum Ziele führten, so fragte er endlich geradezu, was der Tumult doch zu bedeuten habe und

ob vielleicht eine Hochzeit oder ein Kindelbier oder eine ähnliche Festlichkeit im Hause begangen werde.

Die Wirthin, die inzwischen ihren gewöhnlichen Platz hinter dem Schenktische wieder eingenommen hatte, sah den unberufenen Frager mit einem Blick an, ungefähr wie ein großer Bullenbeißer, der unversehens aus dem Schlaf emporgeschreckt wird; dann einige leere Krüge in den Winkel rückend, daß nur alles so klirrte:

„Hochzeit", sagte sie, „ja wohl, es hat sich auch was mit Hochzeit; Kindelbier — dazu könnte eher Rath werden, nur möchte es schwer halten, einen Taufgeber ausfindig zu machen . . ."

Und da Eduard verwundert in die Höhe blickte: „Was wird es weiter sein?" fuhr sie fort, „die Nanni ist wieder einmal da, die garstige Hexe. Braun ist sie im Gesicht wie ein Affe und schwarz wie ein Bär; aber wie die Mannsbilder nun einmal sind, sie taugen alle nichts, und darum laufen sie auch der Dirne nach, wo sie sich sehen läßt, und machen ein Mirakel mit ihr, als ob die leibhaftige Muttergottes herabgestiegen wäre . . ."

Die Nanni mußte offenbar hier in der Gegend eine sehr bekannte Persönlichkeit sein, daß die Wirthin ohne weiteres voraussetzte, ein jeder müsse sie kennen. Eduard versicherte daher, daß dies seinerseits keineswegs der Fall, und bat mit geziemender Höflichkeit um Aufschluß.

Die Frau schüttelte ungläubig den Kopf. „Oh", sagte sie, „die Nanni, die kennt ja jedes Kind auf zehn Meilen in der Runde, das ist ja das oberndorfer Harfenmädchen — nun freilich, was kann aus dem Oberndorf auch Gutes kommen, da taugen sie ja alle nichts, vom ersten bis zum letzten."

Indem Eduard den Namen „Oberndorf“ hörte, war es ihm zwar, als müsse er denselben schon irgendeinmal vernommen haben; doch achtete er nicht weiter darauf und fuhr fort, sich bei der Wirthin nach dem nähern Zusammenhang zu erkundigen.

Die Wirthin hatte offenbar nach Art mancher Frauen nur darauf gewartet, durch wiederholte Fragen zum Sprechen gebracht zu werden. Denn so schweigsam sie anfangs gewesen, so redselig wurde sie jetzt; wie ein Waldstrom flossen ihr die Worte vom Munde, sodaß Eduard, den diese plötzliche Umwandelung in hohem Grade ergötzte, Mühe hatte ihr zu folgen.

„Ich begreife gar nicht“, sagte sie, „was die Männer nur an dem Grasaffen haben; sowie sie einmal ins Dorf kommt, so ist es reinweg, als wären alle bösen Geister losgelassen, alle Arbeit bleibt liegen, das Essen auf dem Tische wird kalt, und was ein Mannsbild ist, hat nur noch Augen und Ohren für das Zigeunergesicht. Nun ja, sie kann singen und Musik dazu kann sie auch machen; aber erhält man mit Singen eine Wirthschaft, und macht man mit Harfenspielen einen Habenichts zum angesessenen Manne? Es ist eine wahre Sünde und Schande, was das Ding unter den Männern für Unfug anrichtet; wäre nur mehr Einigkeit unter die Weiber zu bringen, wir müßten uns alle zusammenthun und müßten ihr aus dem Dorfe hinausleuchten, daß sie das Wiederkommen vergäße.“

Eduard mußte unwillkürlich vor sich hinlächeln; er glaubte jetzt den Zusammenhang zu verstehen und auch den Grund meinte er zu wissen, weshalb die Wirthin so verdrießlich. Offenbar war ihr eigener Mann, der

Wirth, mit unter dem Publikum, welches das schöne Harfenmädchen — denn daß sie schön war, davon war er nach der misgünstigen Beschreibung der Wirthin völlig überzeugt — um sich versammelte; vermuthlich war die Frau die eigentliche Besitzerin des Gasthauses gewesen, der Mann hatte das Geschäft mit ihr erheirathet, vielleicht war er jünger als sie, und so hatte die Frau denn allerdings hinlänglichen Grund, eifersüchtig und unzufrieden zu sein.

„Da hätten wir also“, dachte er, „gleich eine ganze Dorfgeschichte beisammen“, und war eben im Begriff, den Faden des Gesprächs weiter zu spinnen, als die Thür hastig geöffnet ward und der Wirth in Person den Kopf hineinsteckte. Eduard's Vermuthung bestätigte sich; es war ein kleiner flinker Mann von lustigem Aeußern und offenbar eine ganze Zahl Jahre jünger als seine Frau.

„Du“, rief er, „noch ein Tönnchen nach oben auf den Saal, aber vom doppelten.“

„Und wer bezahlt?“ fragte die Wirthin mit schlecht unterdrücktem Murren.

„Ach das findet sich“, meinte der Wirth, „sie sind alle so vergnügt, auf der Kirmes selbst könnte es nicht lustiger zugehen. Es ist ein wahrer Segen, so oft das Mädchen ins Haus kommt; die ganze Woche liegt das Geschäft still, in der Kirche könnte es nicht ruhiger zugehen als bei uns, aber sowie die Nanni nur ihr rothes Kopftuch sehen läßt, da ist es gleich als wäre Pfingstbier angesagt.“

„Ich weiß auch“, murrte die Wirthin, indem sie sich anschickte, den ihr gewordenen Auftrag auszuführen, „was

zu einer Wirthschaft gehört, und verdiene auch gern ein Stück Geld. Aber wie ihr es mit dem schwarzen Harfenmädel treibt, das ist sündhaft, und an dem Gelde kann kein Segen haften."

Damit schickte sie sich an in den Keller zu gehen, indem sie laut nach der Magd rief und schalt, da dieselbe nicht gleich zur Hand war. Der Wirth schien an dergleichen häusliche Auftritte bereits gewöhnt, er kratzte sich mit einem halb komischen, halb mitleidigen Ausdruck hinter den Ohren und dann zu Eduard gewendet:

„Da sehen Sie nun, mein Herr", sagte er, „wie die Weiber zueinander sind; nicht eine Krähe auf die andere kann schlimmer sein, besonders was die alten gegen die jungen sind. Wer meine Frau da so reden hört — die im übrigen eine ganz gute Frau ist, nur zuweilen ein bischen verdrießlich, ich war früher Knecht hier im Hause und da ihre Aeltern starben, habe ich sie geheirathet und mich behaglich in das schöne Geschäft gesetzt, das keineswegs immer so still ist, wie ich eben sagte — müßte der nicht wunder denken, was hier vorgeht und was für unerlaubte Dinge in meinem Hause getrieben werden? Und doch ist es nichts weiter, als daß das oberndorfer Harfenmädchen wieder einmal herübergekommen ist; sie singt wie eine Heidelerche, die schönsten und neuesten Lieder kann sie auswendig, es ist eine wahre Lust ihr zuzuhören, und der muß ein sehr hartes Herz oder sehr taube Ohren haben, der bei ihrem Gesange nicht fröhlich wird. Wir sind hier zwar nur schlichte Bauern, und Sie als Stadtherr haben gewiß weit Schöneres gehört; aber wenn es Sie just nicht pressirt, so sollten Sie immer ein wenig mit

heraufkommen, wir sind oben im großen Tanzsaal, das halbe Dorf ist beisammen — das heißt, versteht sich", setzte er mit eigenthümlichem Schmunzeln hinzu, „lauter Mannspersonen . . ."

Hier unterbrach die Zurückkunft der Wirthin das Gespräch, Eduard aber, den die Beschreibung des Wirths neugierig gemacht hatte, folgte der Einladung und ging, zum großen Verdruß der Frau, in deren Meinung er dadurch offenbar bedeutend sank, mit hinauf in den Tanzsaal.

Funfzehntes Kapitel.

Eine ländliche Unterhaltung.

Eduard bedurfte einiger Zeit, ehe er sich in der von dichten Tabackswolken verfinsterten Atmosphäre zurecht zu finden vermochte. Der Saal — wenn man nämlich ein ziemlich geräumiges, aber niedriges und durch verschiedene Balken und Pfeiler verunstaltetes Zimmer so nennen durfte — war dicht gedrängt voll lebhaft schwatzender und trinkender Gruppen. Die Heldin des Tags, das vielbesprochene Harfenmädchen, saß auf einer kleinen Erhöhung, die bei den ländlichen Bällen, welche zuweilen in diesem Raume abgehalten wurden, als Orchester diente, und war eben beschäftigt, ihr Instrument zu stimmen. Einige junge Bursche, die Pelzmütze schief aufs Ohr gesetzt, waren in eifriger Unterhaltung mit ihr; es mochten wol nicht eben die zartesten Liebkosungen sein, und Eduard hatte Gelegenheit, den sichern Takt und die geschickte Manier zu beobachten, mit der das junge Mädchen ihre bäuerlichen Bewunderer im Zaume zu halten wußte.

Es war die schwarze Nanni, ganz in demselben Auf=

zuge und mit demselben kecken, herausfordernden und doch wieder so gebieterischen Wesen, wie wir sie soeben im Schloßgarten zu Oberndorf kennen gelernt. Der Wirth, der vermuthlich zeigen wollte, daß er auch zu leben verstehe und wohl wisse, was sich für einen fremden Gast, einen Stadtherrn gezieme, machte ihm eifrig Platz; die Bauern, die sich geschmeichelt fühlen mochten, daß ein vornehmer Herr an ihrem Vergnügen theilnehmen wollte, traten bereitwillig zurück, und so befand Eduard sich, bevor er es selbst noch recht wußte, Stirn an Stirn mit dem seltsamen Mädchen. Sie blickte in die Höhe, und wie ein Glutstrahl fiel der Glanz ihrer tiefen schwarzen Augen in die Seele des jungen Mannes, der unwillkürlich zusammenfuhr und sich verwundert fragte, wie doch soviel Glanz und soviel Schönheit in diese niedrige Umgebung käme.

„Nun lege los, Nanni, und zeige was du kannst“, rief der Wirth, der sich vermuthlich verpflichtet hielt, den maître de plaisir zu machen, „wir sind ja doch nur, wie du zu sagen pflegst, dickohrige Bauern, die einen Dudelsack nicht von einer Harfe zu unterscheiden wissen. Nun gut, hier ist ein Herr aus der Stadt, ein vornehmer Herr; er ist“, setzte er mit schalkhaftem Augenzwinkern hinzu, „eigens herausgekommen, um dich zu hören . . .“

„Da wird“, meinte ein vierschrötiger Großknecht, dem es der Höflichkeit, welche der Wirth dem fremden Gaste erwies, bereits etwas zu viel zu werden anfing, und der Eduard nur ungern seinen Platz in der Nähe des schönen Harfenmädchens abgetreten hatte, „da wird die schwarze

Nanni auch wol etwas Rechtes danach fragen, die hat noch ganz andere Bekanntschaften — nicht wahr, Nanni?"

Ein lautes Gelächter der Umstehenden rief dem Sprecher Beifall zu, die schwarze Nanni aber, ohne im geringsten in Verlegenheit zu gerathen, erwiderte:

„Ja wohl, Steffen, und du bist mein Botengänger dabei, du hast so schöne gerade Beine —"

Die Wahrheit war, daß der Großknecht, obwol übrigens eine tüchtige Gestalt, doch von der Natur mit ein paar auffallend krummen Beinen bedacht war, und so erklärte sich das wiehernde Gelächter, mit welchem die scherzhafte Rede des jungen Mädchens aufgenommen ward.

Eduard hatte inzwischen versucht, ein Gespräch mit dem Harfenmädchen anzuknüpfen; so unbehaglich er sich übrigens in dieser Umgebung fühlte, so konnte er sich selbst doch nicht das Interesse verbergen, das die phantastische Erscheinung des jungen Mädchens ihm abnöthigte. Wiewol nur klein und zart von Wuchs, thronte sie doch unter ihrer Umgebung wie eine Königin; das helle, leuchtende Auge blitzte stolz im Kreise umher, und so oft einer der Bursche auch Miene machte, sich ihr auf ungeschickte Weise zu nähern, so wußte sie doch jeden derartigen Versuch durch einen bloßen Blick, eine bloße Miene in Schranken zu halten.

„Lassen Sie sich nichts vorreden", sagte sie zu Eduard, „ich bin nichts als ein armes Harfenmädchen, das sich sein Brot vor den Thüren zusammensingt; wer wie ich im dünnen Kleidchen durch Sturm und Regen laufen und bald schwitzen, bald frieren muß, der kann keine schöne Stimme haben wie die vornehmen Damen in der Stadt.

Aber für euch Dickköpfe", rief sie in plötzlich ausbrechender Lustigkeit, „ist es noch immer gut genug, und nun hört das Neueste, was ich von der Messe mitgebracht habe. Aber erst laßt noch einmal den Teller herumgehen und bedenkt, daß euere Weiber, wenn ich aus dem Dorfe gehe, mir doch die Augen auskratzen, ich kann also nicht so bald wiederkommen, und wer mir etwas zu einem hübschen Sommerfähnchen schenken will, der thue es bei Zeiten."

Der Wirth machte den Kassirer, und von allen Seiten flogen die Heller und Kreuzer — höher verstieg der Kunstenthusiasmus sich nicht, denn dafür waren es eben Bauern — auf den Teller. Eduard legte ein größeres Silberstück darauf, erntete aber mit dieser Freigebigkeit nichts als allerlei anzügliche Reden und Bemerkungen von seiten der übrigen. Die schöne Nanni selbst that, als ob sie das ganze Geschäft des Geldsammelns nichts anginge, und mit derselben Gleichgültigkeit, ohne den Inhalt nur anzublicken, leerte sie auch den Teller, da der Wirth ihn ihr endlich hinreichte, in eine alte abgenutzte Ledertasche, welche sie an der Seite trug.

Dann sang sie das versprochene Lied; es war eins jener halb leichtfertigen, halb sentimentalen Couplets, wie sie sich in unsern Tagen vom Theater her auch unter dem niedern Volk verbreitet und hier die alten schönen volksthümlichen Lieder immermehr verdrängt haben. Die Stimme der Sängerin war roh und kunstlos, aber frisch und voll und von seltenem Wohlklang; auch konnte Eduard nicht umhin, sich im stillen über den richtigen Takt zu freuen, mit welchem das junge Mädchen über gewisse

bedenkliche Stellen hinwegzueilen und dafür andere minder verfängliche hervorzuheben wußte.

Das Lied wurde mit lautem Jubel aufgenommen, einer trank dem andern zu, und auch der schwarzen Nanni wurde manches volle Glas herübergereicht. Diese Aufmerksamkeit ganz zurückzuweisen würde aufs gröblichste gegen die Sitte des Dorfs verstoßen haben; allein wiederum freute Eduard sich über die natürliche Anmuth und die angeborene Grazie, mit der das junge Mädchen hier ein Glas an den Mund führte, ohne doch von dem Inhalt wirklich zu kosten, dort ein anderes mit einer verbindlichen Wendung zurückgab und so alle Theile zufrieden stellte.

Während die übrigen nun fortzechten und plauderten, versuchte Eduard aufs neue ein Gespräch mit dem seltsamen Mädchen, das ihn von Augenblick zu Augenblick mehr interessirte, anzuknüpfen; er fragte sie, woher des Wegs sie komme und wo sie zu Hause sei.

„Nun“, sagte die Schöne schelmisch, „das haben Sie doch gewiß schon gehört: in Oberndorf — sind Sie bekannt in Oberndorf, mein Herr? Oh, das ist das leibhaftige Paradies auf Erden, ein Land, wo lauter Milch und Honig fließt — und so sanft sind die Leute in Oberndorf, so sanft und gut, es läßt sich gar nicht beschreiben . . .“

Die Bauern, die unvermerkt still geworden waren und aufgehorcht hatten, wie Eduard mit dem Mädchen zu sprechen anhob, brachen bei diesen Worten aufs neue in ein lautes Gelächter aus.

„Ja wohl“, rief der krummbeinige Großknecht, „so

gut sind die Menschen in Oberndorf und solch gesegnetes Land ist das, daß die Sonne sich alle Tage von frischem besinnt, ob sie da noch scheinen soll oder nicht. Geh, schwarze Nanni, sei vernünftig, laß die Oberndorfer laufen und komm zu uns, wir wollen ein vergnügtes Leben führen…"

„Die Oberndorfer", entgegnete Nanni gleichmüthig, „brauche ich gar nicht laufen zu lassen, wenn sie mich nur laufen lassen, wohin ich will. Du aber bist ein Tropf, dem seine dicke Pudelmütze und seine silberbeschlagene Pfeife zuletzt doch lieber ist als alle Lieder und Arien der Welt."

Es lagen hier offenbar Beziehungen zu Grunde, welche Eduard, fremd in der Gegend wie er war, nicht kannte und über die er daher auch nicht weiter nachgrübelte. Nur das Wort „Oberndorf" fiel ihm auch diesmal wieder seltsam auf; er erinnerte sich deutlich, es schon früher gehört zu haben, vermochte aber nicht aufzufinden, wo und in welchem Zusammenhang.

Inzwischen waren die Bauern des Musicirens überdrüßig und es wurde eine andere Art der Unterhaltung in Vorschlag gebracht.

„He du", rief der Großknecht, der ein ganz besonderes Gefallen daran zu finden schien, sich mit dem hübschen Harfenmädchen zu necken und zu schrauben, „du bist ja doch eigentlich aus Zigeunerblut, du schwarze Hexe; komm, sage uns wahr aus der Hand, und wenn es trifft, so laß ich dir ein schwarzseidenes Mieder machen, so wahr ich Steffen heiße. Guck her, da auf meine Hand — wie ist's? werd' ich noch heirathen in diesem Jahr? und wie wird mein Schatz aussehen?"

Der Vorschlag fand Beifall, man bildete einen Kreis, in den der lange Steffen treten mußte, die schwarze Nanni ergriff seine Hand — eine Hand in der That wie ein mäßiger Dreschflegel — und schien mit großer Aufmerksamkeit darin zu studiren. Auf einmal, da die Aufmerksamkeit eben aufs äußerste gespannt war, gab sie ihm mit ihren kleinen weißen Fingern einen Klaps, daß die riesige Faust hoch aufschnellte, und sagte:

„Du bist der krummbeinige Steffen und wirst es bleiben Zeit deines Lebens; wen du auch heirathest, immer ist es schade um das Mädchen, du aber sieh dich vor, daß deine Frau nicht in den ersten acht Tagen aus dir macht, was du verdienst und wozu der Himmel in seiner Weisheit dich bestimmt hat, von dem Augenblick an, da du zur Welt kamst, du langes krummbeiniges Ungeheuer.“

Wiederum erscholl allgemeines Jauchzen und Jubeln, der lange Steffen wollte das muthwillige Mädchen haschen, sie aber entwischte ihm und rannte die Treppe hinunter in den Hof. In demselben Augenblick fing auch die Glocke im Dorf an zu läuten, zum Zeichen, daß die Mittagsstunde vorüber und daß es die höchste Zeit, sich wieder an die Arbeit zu begeben; die Versammlung löste sich auf, und auch Eduard, als der letzte, verließ, nachdenklich über die widersprechenden Eindrücke, die sich ihm hier aufgedrängt hatten, das Gemach.

Sechzehntes Kapitel.

Das Orakel.

Indem Eduard in die Hofthür trat, um nach dem Wetter zu sehen, das, wie es in dieser Jahreszeit zu geschehen pflegt, sich seit kurzem merklich verändert hatte und jetzt ebenso kalt und düster geworden, wie es am Morgen hell und sonnig gewesen war, gewahrte er in einer entlegenen Ecke des Hofraums, unter Bretern und altem Gerüll, dicht angeschmiegt wie ein Kätzchen, die schwarze Nanni. Sie war eifrig beschäftigt, das Geld nachzuzählen, das sie vorhin eingenommen hatte und auf das sie damals so wenig Werth zu legen schien. Auch sah Eduard, wie sie das Silberstück, das er ihr auf den Teller gelegt hatte, vorsichtig heraussuchte, sich an dem blanken Gepräge erfreute und es dann vorsichtig in ein besonderes Stückchen Papier wickelte.

Leise, in einer Art von Schamgefühl, wollte er sich zurückziehen, aber schon hatte das Mädchen ihn bemerkt. Im ersten Augenblick stand sie ebenfalls wie beschämt; es war wunderbar zu sehen, wie ein dunkler Purpur durch

das durchsichtige Gelb ihres Antlitzes hindurchleuchtete, wie die Sonne durch Wolken. Dann aber mit kurzem Entschlusse faßte sie sich, und mit ihrer ganzen gewohnten Keckheit auf Eduard zuschreitend, sagte sie:

„Sie haben mir da ein schönes Geldstück geschenkt, ich danke Ihnen dafür, mein Herr. Ich bin das nicht gewohnt, am wenigsten hier auf dem Lande, und noch mehr danke ich Ihnen dafür, daß Sie Ihr Geld nicht misbraucht und für Ihre reichliche Gabe mein Ohr mit süßen Redensarten ermüdet haben; das ist noch seltener", setzte sie lachend hinzu, „als die großen Geldstücke. Aber nun reichen Sie mir Ihre Hand her, ich bin ja doch, wie Sie gehört haben, so ein Stück von Zigeunerin, Sie sind jung wie ich und scheinen ebenso einsam zu sein, so soll ein Verlassener dem andern Glück prophezeien."

Eduard gerieth über diese unerwartete Anrede so in Verwirrung, daß es ihm an einer Antwort fehlte; mechanisch streckte er die Hand hin. Das junge Mädchen hielt sie lange in der ihren; Eduard fühlte den Puls der fremden Hand und sah das Blut durch die zarten schmalen Finger schimmern. Endlich sagte sie:

„Eine weiße Hand, eine feine Hand; die hat noch nicht viel gearbeitet und wird es auch wol in Zukunft nicht thun, wenigstens nicht was wir andern arbeiten nennen. Allein eine glückliche Hand scheint es mir bei alledem nicht zu sein — schöner Herr, blanker Herr", rief sie, Eduard's Hand sinken lassend und plötzlich in einen halb singenden Ton verfallend, wie die Zigeuner und Gaukler ihn bei ihren Prophezeiungen anzuwenden pflegen, „die Hand ist's nicht, die das Schicksal macht, es ist das

Auge, das Herz, der innere Sinn. Ihr habt ein gutes treues Auge, ich sehe da viel von Liebesglück und Liebesnoth; nehmt Euch vor den Weibern in Acht, schöner Herr, sie taugen alle nichts, auf mein Wort, alle — und wenn Ihr einstweilen einen gescheidten Streich machen wollt", setzte sie, in ein muthwilliges Gelächter ausbrechend, hinzu, „so geht nach Oberndorf — nämlich damit in Oberndorf doch auch ein Gesicht ist, das der liebe Gott nicht im Zorn geschaffen hat und das sich anzusehen verlohnt!"

Damit eilte sie die Treppe hinauf; gleich darauf kam sie wieder herunter, ihre Harfe im Arm, und fort ging's, ohne Gruß und ohne Blick.

Eduard sah ihr lange nach. Dieser letzte, so ganz unerwartete Auftritt hatte ihm, er wußte selbst nicht weshalb, einen unbehaglichen Eindruck erregt; das Mädchen war ihm zu interessant erschienen, er hatte es gewissermaßen zu lieb gewonnen und dachte zu gut von ihr, um es schließlich so in der Rolle einer ganz gewöhnlichen Gauklerin zu erblicken. Am meisten aber beunruhigte es ihn, daß er auch hier wieder den Namen „Oberndorf" vernehmen mußte; er sann und sann und konnte doch den Fleck im Gedächtniß nicht auffinden, wo dieser Name von früher her verzeichnet stand.

Einigermaßen verdrossen und von der kalten Luft eisig durchschauert, begab er sich in das Schenkzimmer zurück. Die Wirthin saß wiederum an ihrem gewohnten Platze, würdigte ihn jedoch keines Blicks; offenbar hatte er durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er der Aufforderung des Wirths gefolgt war und sich den Bewunderern der schwarzen Nanni zugesellt hatte, die Gunst der neidischen Frau ver-

scherzt. Um sich für den bevorstehenden Marsch in der kalten strengen Märzluft zu stärken, bestellte er sich eine Tasse Kaffee; dann wollte er unverzüglich aufbrechen, um noch vor Abend ein größeres Dorf zu erreichen, das die Hälfte Wegs zwischen dem Städtchen und der nächstgelegenen Eisenbahnstation bildete und wo er zu übernachten gedachte.

Aber die Frauen haben so ihre eigene Art, ihren Unwillen auszulassen, und die Wirthin, so schien es, wollte den neugierigen Gast dadurch bestrafen, daß sie ihn übermäßig lange auf den Kaffee warten ließ. Eduard fühlte sich von der schmerzlichsten Langeweile geplagt; der Aufenthalt in dieser Dorfschenke kam ihm auf einmal in hohem Grade widerwärtig und abgeschmackt vor, ja er begriff sich selbst nicht, wie er hier nur hatte solange verweilen können.

Der Wirth, der seine Ungeduld bemerkte, suchte ihn auf seine Weise zu unterhalten; da Eduard jedoch ziemlich deutlich zu erkennen gab, daß er an dem Gespräch kein Gefallen fand, so brachte der Mann, der wol zeigen wollte, daß ein Dorfwirth auch zu leben wisse, ihm das neueste Amtsblatt, noch feucht von der Druckerpresse, frisch wie der Postbote es soeben abgegeben hatte.

In Stimmungen wie diejenige, in welcher Eduard sich soeben befand, ist jede Lectüre willkommen, die uns von uns selbst abzieht, und so ließ unser Freund die Augen gedankenlos über das Papier gleiten. Plötzlich jedoch kam er an eine Stelle, die ihn trotz seiner verdrossenen Stimmung laut auflachen machte. Es war eine Anzeige, wie sich deren heutzutage, bei der wachsenden Parteirichtung

unserer Zeit, in den öffentlichen Blättern so viele finden, während sie damals, in vormärzlichen Tagen, allerdings noch etwas Ungewohntes und Auffallendes waren. Für eine hochgräfliche Familie — so ungefähr lautete die Anzeige — wurde ein junger Mann als Vorleser und Gesellschafter gesucht. Der junge Mann sollte Theologe sein, und zwar sollte er einer streng gläubigen, echt christlichen Richtung angehören; nur solche Bewerber, die sich über diese ihre Frömmigkeit sowie über ihr sonstiges Wohlverhalten durch glaubhafte Zeugnisse ausweisen könnten, und die zugleich die Kraft in sich fühlten, in der vorliegenden Aufforderung (so hieß es im Inserat wörtlich) „mehr einen Ruf Gottes als eine Einladung von Menschen" zu erblicken, sollten sich brieflich oder persönlich melden. Die Stellung selbst wurde aufs angenehmste geschildert, obwol auch die besondern Schwierigkeiten derselben in einem eigenthümlich mystischen Tone hervorgehoben wurden; dafür wurden bedeutende äußere Vortheile in Aussicht gestellt, insbesondere größere Reisen, verbunden mit einem längern Aufenthalt in Italien.

„Ja wohl, nach Italien", sagte Eduard zu sich selbst, „das wäre so etwas für dich, Poet, da wärest du auf einmal aller Noth und Fährlichkeit entronnen. Aber freilich, an weggejagte Candidaten und ausgewiesene Pamphletisten kommt dergleichen nicht, dazu muß man fein fromm sein und gescheitelte Haare tragen und die Wunden des Lämmleins beständig im Munde führen — o wahrhaftig, ich sehe die gräfliche Familie vor mir, für welche dieses Muster von christlichem Theologen gesucht wird! Da ist erstlich ein hochadelicher Vater, so etwa ein

pensionirter Major oder sonst ein alter Degenknopf, der Solo spielt und ganz mörderlich flucht, aber alles in größter Christlichkeit, versteht sich — und dann eine blasse hagere Frau Gräfin, die nicht blos sehr fromm, sondern auch sehr ästhetisch ist und ihr Christenthum der bessern Dauer halber mit dem Parfüm der Geistreichigkeit zu salben wünscht; ferner zwei dito hagere, geistreiche und fromme Töchter, vielleicht auch noch ein junger Graf, so ein Stück verlorener Sohn, der mit guter Manier ebenfalls christlich gemacht werden soll — o wie ich sie hasse, diese ganze vornehme fromme Sippschaft, mit ihrer erheuchelten Tugend und ihrem erlogenen Christenthum! Welcher Wolf im Schafskleide sich wol in die behagliche Stelle hineinschwindeln wird? Es müßte eine wahre Lust sein, dieses Volk so einmal in der Nähe zu sehen und es tüchtig an der Nase herumzuführen! Aber halt, wie lautet denn eigentlich die Adresse? und wo steht die fromme Hürde aufgeschlagen, die hier so sehnlich nach ihrem Hirten verlangt?"

Eduard suchte die Unterschrift unter der Anzeige: allein wer beschreibt sein Erstaunen, da ihm auch hier wieder der verhängnißvolle Name „Oberndorf" entgegenleuchtete! Der Pfarrer zu Oberndorf, von dem die Anzeige ausging, erklärte sich bereit, schriftliche wie mündliche Meldungen entgegenzunehmen ...

Oberndorf! welch ein Zauber haftete nur an diesem Worte? und wie kam es, daß alles, was ihm heute begegnete, wie mit geheimnißvollem Zuge nach Oberndorf hinwies? Er strengte sein Gedächtniß aufs äußerste an ...

Da auf einmal fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; er sprang auf und schlug sich mit der Hand an

die Stirn, so laut und so heftig, daß der Wirth, der im Ofenwinkel eingenickt war, ganz erschrocken in die Höhe fuhr und eine Entschuldigung wegen des noch immer nicht erschienenen Kaffees stammelte. Oberndorf! Aber wie war es nur möglich, daß sein Gedächtniß ihn so im Stich gelassen hatte?! Als eine Gräfin Oberndorf hatte sein Freund Wendelmeier ihm ja die stolze junge Schöne bezeichnet, die er unlängst auf ihrer Durchreise im Rothen Löwen traf und an der er so wider Willen zum Lauscher geworden war — an ihr und ihrer Begleiterin, dem feinen zierlichen Figürchen mit dem lieblichen Lockenköpfchen und den Augen, so sanft, so klar, so tief, wie wenn der Mond sein vollstes Licht aus wolkenloser Bläue herniedergießt! Eduard mußte unwillkürlich die Augen schließen, so lebendig, mit so erschütternder Deutlichkeit stand die Erscheinung jener beiden Damen vor ihm: dort die schlanke, stolze Schönheit mit dem majestätischen Blick und der königlichen Haltung — und hier die andere, ach ja wohl, die andere!...

Und immermehr Erinnerungen wachten in ihm auf. So war ja wol jener „Eisenkopf", jener „alte Heide", von dem der fremde Bediente mit dem Postknecht gesprochen, niemand anders als der Graf Oberndorf? Es paßte gut zu den Andeutungen, die er soeben von der schwarzen Nanni und den Bauern über das Leben in Oberndorf vernommen. Und der schlanke blonde Baron, mit dem Herr Wendelmeier so vertraut gethan, war das nicht auch ein Baron Oberndorf gewesen? Wie wenn man plötzlich aus tiefem Dunkel in das hellste Tageslicht tritt, sodaß die überraschten Augen die Fülle von Glanz, die von allen Seiten auf sie eindringt, gar nicht zu fassen vermögen

und nur ein ungewisses Wogen und Fluten vor sich zu sehen meinen, aus dem allmählich hier ein Punkt und dort wieder einer und dort ein dritter in immer größerer Deutlichkeit hervortritt, so wogte und flutete es in Eduard's Seele; es war ihm, als wäre plötzlich in tiefster Nacht ein flammender Stern aufgegangen, er mußte des Traums gedenken, den er in der Nacht nach jener Begegnung gehabt hatte, und ein leiser Schauer, wie die Ahnung einer ungewissen, aber unendlich schönen und glücklichen Zukunft, rieselte ihm durch Mark und Bein.

Lange hatte er so gesessen, das Zeitungsblatt vor sich, in tiefes Sinnen verloren; der Kaffee stand längst fertig, er war sogar längst kalt geworden, ohne daß Eduard das Mindeste davon bemerkt. Jetzt stand er auf; ein seltsames Lächeln ging über seine Züge, so lustig und dabei so verschmitzt, wie er noch niemals gelächelt hatte.

„Gut", sagte er zu sich selbst, „der Einfall ist es werth, daß er nicht als bloßer Einfall verkümmert; ich habe mir vorgenommen, dumme Streiche zu machen — so soll dies mein erster sein. Und weisen mich nicht die Orakel selbst auch auf diesen Weg? Schwarze Nanni, ich hielt dich für eine leichtfertige Gauklerin, und nun erst sehe ich, welche tiefe Weisheit dein thörichter Mund gesprochen!"

Er bezahlte seine kleine Zeche, hing seine Tasche über die Schulter und machte sich reisefertig. Schon unter der Thür, kehrte er noch einmal um und fragte den Wirth, der ihn dienstfertig begleitete:

„Ja so, daß ich es nicht vergesse — es ist ja wol hier in der Gegend ein gewisses Schloß Oberndorf? Wo liegt es so eigentlich und wie weit rechnen Sie bis dahin?"

Der Wirth gab mit einem großen Wortschwall Auskunft. Schloß Oberndorf sei das prächtigste Schloß der Welt, nur leider nicht ganz ausgebaut, woran sich dann noch verschiedene andere „Leider, Leider“ schlossen; im übrigen liege es hart an der Eisenbahn, der Weg führe dicht daran vorüber, auch sei eine Station in der Nähe...

Eduard hatte genug gehört, und ohne auf die übrigen Erzählungen des Wirths weiter zu achten, wanderte er rüstig weiter; der Wind blies heftig aus Nordwest und wirbelte einzelne Schneeflocken hernieder, ihm aber war es, als lächelten Mailüfte, und von Zeit zu Zeit mußte er laut auflachen und hoch in die Höhe springen, daß die Leute am Wege ihn kopfschüttelnd betrachteten.

Siebzehntes Kapitel.

Eine Gönnerin.

Zwei Tage später finden wir unsern Freund auf der Eisenbahnstation wieder, welche Schloß Oberndorf zunächst-lag. Er hatte seine Reise absichtlich recht langsam zurück-gelegt, um sich selbst Zeit zu lassen, den Plan, der da so plötzlich vorgestern Nachmittag in der Dorfschenke in ihm aufgestiegen war, bei sich selbst zu prüfen und sich in allen Einzelheiten auszumalen. Allein je länger er sich damit beschäftigte, je fester wurzelte der Plan, so seltsam und abenteuerlich derselbe allerdings auch war.

Eduard war, wie der Leser sich erinnert, Poet, und die Poeten haben dies vor andern Menschenkindern so an der Art, daß gewisse Eindrücke sie tiefer treffen und fester in ihnen haften als bei den übrigen Sterblichen. Diese Eindrücke bleiben dem Poeten selbst im ersten Augenblick vielleicht unbemerkt, sie können sogar einige Zeit wieder verschwinden, aber dann auf einmal, vielleicht nach Stunden, vielleicht nach Jahren, brechen sie so gewaltig hervor und nehmen das ganze Innere so ausschließlich gefangen, daß

kein Widerstand hilft: einer Wunde gleich, die wir lange Zeit verborgen im Innern mit uns herumtragen, ohne selbst davon zu wissen, bis endlich eine zufällige Berührung sie zum Ausbruch bringt. Aber gottlob! es sind nicht blos Wunden, nicht blos trübe und schmerzliche Erinnerungen, die in der Brust des Poeten in dieser Art zu neuem Leben erwachen: auch verrauschtes Glück, auch lange vergessene Seligkeiten gibt es, Wonnen, die wir längst gestorben wähnten und die nun auf einmal bei einer zufälligen Berührung wieder aufblühen, einem edeln Samen gleich, der um so tiefer versenkt ward, je schöner er emporwachsen und je köstlichere Früchte er bringen soll!

So ging es Eduard mit jenen beiden Frauengestalten, die er damals im Rothen Löwen erblickt hatte und die nun, seit sie in der einsamen Dorfschenke zuerst wieder vor seine Seele getreten waren, ihn nicht mehr verlassen wollten. Eine unendliche Sehnsucht bemächtigte sich seiner; er glaubte nicht mehr leben zu können, ohne wenigstens noch einmal in jenes stolze, flammende, in dieses weiche, träumerische Auge geblickt zu haben; kein Anschlag, der ihn diesem Ziele entgegenzuführen versprach, schien ihm zu verwegen, kein Plan zu abenteuerlich.

Und also auch nicht der Anschlag, der ihm in jenem Augenblick, da er in dem Zeitungsblatt das Wort „Oberndorf" las, durch den Kopf gefahren war und den er seitdem nicht mehr los werden konnte. Wurde nicht in Schloß Oberndorf ein Vorleser gesucht — und war er nicht ganz der Mann, der sich zum Vorleser eignete? Allerdings, man wollte einen sehr frommen, sehr christlichen Vorleser, einen wohlbestallten Candidaten der Theologie — und das

eine war er nie gewesen, das andere aber hatte er seit einigen Tagen aufgehört zu sein.

Doch dachte er ja auch nicht von weitem daran, die Stelle wirklich zu beanspruchen, er wollte sich blos darum melden, um auf diese Art Gelegenheit zu erhalten, einen Besuch auf Schloß Oberndorf zu machen und jene beiden Damen wiederzusehen, die gleich nach der ersten Begegnung seine Träume ausgefüllt hatten und die ihm jetzt mit verdoppelter Lebhaftigkeit vor der Seele standen. Er sagte sich selbst, daß das Unternehmen sehr gewagt, und daß er im Grunde nur wenig Hoffnung hatte, seinen Zweck wirklich zu erreichen; der Prediger, an den die Bewerber sich zunächst zu wenden hatten, konnte ihn abweisen, ohne daß er im Schlosse vorgelassen wurde, die Stelle konnte bereits besetzt, die jungen Damen konnten verreist sein, und was sonst noch für Möglichkeiten sich seiner Erwägung aufdrängten. Aber gleichviel, so verlohnte es doch immerhin den Versuch, und da er einmal auf Abenteuer ausging, wo ließ sich ein anmuthigeres und verlockenderes denken als dieses?

Mit derselben Deutlichkeit sah Eduard aber auch ein, daß er sein ganzes Spiel von vornherein verloren gab, wenn er sich unter seinem wirklichen Namen vorstellte; wenn nicht die gräfliche Herrschaft selbst, so konnte doch der Prediger möglicherweise von seinen Versen Kenntniß haben, er konnte wissen, in welchem Rufe der Name Eduard Walldorf stand, und dann ade Schloß Oberndorf und ade ihr holden Schönen, dann mußte er vermuthlich mit Schimpf und Schande wieder umkehren, bevor er noch einen Fuß über die Schwelle gesetzt . . .

Allein wozu hatte er denn auch die Documente und Zeugnisse bei sich, welche sein Freund Anton ihm hinterlassen, ja die derselbe ihm ausdrücklich vermacht hatte? Freilich war das Vermächtniß nur ein Scherz gewesen, aber liegt nicht oft im Scherz ein hoher und tiefer Sinn? Jetzt erst glaubte Eduard sich selbst und seinen eigenen Instinct zu verstehen. Als er damals halb mechanisch die Papiere in die Brieftasche schob, hatte er selbst nicht gewußt, wozu und in welcher Absicht; jetzt wurde ihm klar, daß schon damals das Schicksal seinen Entschluß gelenkt und ihm Waffen in die Hand gegeben, deren Bedeutung er jetzt erst einzusehen anfing. Anton's Zeugnisse lauteten so vortheilhaft, sprachen sich namentlich über die Lauterkeit seiner Denkungsweise und die Unanstößigkeit seiner religiösen Richtung so günstig aus, daß er wenigstens hoffen durfte, damit bis zu dem oberndorfer Prediger zu gelangen, und wenn er nur erst so weit war, nun dann hoffte er, sollte das Glück, das ja dem Muthigen allemal zur Seite steht, ihm schon weiter helfen. Freilich waren diese Zeugnisse nicht für ihn ausgestellt und war es also streng genommen eine Fälschung, welche er zu begehen im Begriffe stand. Allein die Fälschung sollte niemand Schaden, ihm selbst aber nur einen sehr illusorischen Vortheil bringen, durch den er wiederum niemand zu nahe trat; er wollte ja nicht in Oberndorf bleiben, er wollte sich in keine Stelle eindrängen, die für ihn nicht bestimmt war, nur das unschuldige Glück eines Wiedersehens wollte er sich verschaffen, nach dem seine ganze Seele schmachtete und ohne das er schon nicht mehr leben zu können meinte.

Das sind Sophistereien, wirst du sagen, wohlweiser Leser. O ja gewiß sind es Sophistereien, aber das menschliche Herz hat die Eigenschaft, daß es leichter auf Sophistereien als auf die ernste, schmucklose Stimme der Wahrheit hört; glücklich derjenige, dessen Sophistereien noch immer so unschuldiger Art sind und sich um so leicht verzeihliche Dinge drehen, wie es bei unserm Freunde Eduard in diesem Augenblick der Fall ist. —

So finden wir ihn denn also auf der Eisenbahnstation in der Nähe von Schloß Oberndorf wieder. Seine Fußreise war glücklich und ohne weiteres Abenteuer abgelaufen. Nur am Morgen des zweiten Tages hatte er eine Begegnung gehabt, die ihn unangenehm berührte. Es war nämlich ein leichtes Chaischen an ihm vorübergefahren, in welchem er die schwarze Nanni zu erkennen meinte; auf dem Bock saß ein Livreebedienter, dessen Gesicht ihm merkwürdig bekannt war, ohne daß er wußte, wo er es unterbringen sollte. Das Ereigniß war ganz bedeutungslos, auch fuhr der Wagen so rasch an ihm vorüber, daß er keins der Gesichter deutlich erkennen konnte; selbst in Betreff des Harfenmädchens hatte er sich möglicherweise geirrt. Dennoch erregte der Vorfall ihm eine Verstimmung, von der er sich selbst keine Rechenschaft geben, die er sich aber auch ebenso wenig wegdisputiren konnte.

Jetzt nun war er hier, dicht an seinem Ziele. Das Kofferchen mit den vorausgesandten Sachen hatte er schon früher in Empfang genommen; auf dem Grunde desselben lag der Eduard Walldorf mit dem breitrandigen Hute und dem buntflatternden Halstuch fest verpackt, und in ehrsamer Candidatentracht, im schwarzen Frack, mit hohem Hut und

vorschriftsmäßiger weißer Binde, wandelte ein zweiter Anton Feldner auf dem Perron umher, ein Doppelgänger von jenem, der jetzt auf dem Wege nach dem fernen Rußland war — ja wahrlich, ein Doppelgänger auch in Freundschaft und treuer Jugendzärtlichkeit! Inniger, als es in diesen letzten Tagen unter den Zerstreuungen der Reise der Fall gewesen, gedachte Eduard des entfernten Freundes; er wünschte ihn an seine Seite und konnte sich eines lauten Lachens nicht erwehren, da er sich das verwunderte Gesicht ausmalte, das Anton machen würde, wenn er von dem tollen Anschlag seines Freundes hörte.

Von dem nahen Gebirge her leuchtete Schloß Oberndorf mit seinen weißen Thürmen und Erkern stattlich herüber; Eduard meinte jede Scheibe in den Fenstern zählen zu können, es war ihm zu Muthe wie einem Soldaten vor der Schlacht, und mit Ungeduld wartete er, daß das einspännige Fuhrwerk, das ihn nach Schloß Oberndorf hinüberführen sollte, endlich angeschirrt war; es war das einzige, das auf der Station, die nur in einem vereinzelten Postgebäude bestand, zu haben war, und so mußte Eduard sich denn freilich gedulden.

Doch sollte ihm noch ein unerwarteter Aufenthalt kommen. Mit einem der Bahnzüge, welche sich hier kreuzen, war beinahe gleichzeitig mit Eduard eine Dame angelangt, die ebenfalls nach Schloß Oberndorf wollte, freilich nicht mit einem so bescheidenen Einspännerchen wie unser arglistiger Freund; die Dame segelte, trotz der kühlen Jahreszeit einen großen grünen Fächer hin und her drehend, auf dem Perron auf und ab und machte ein gewaltiges Aufheben von dem Heinrich, dem Bedienten, dem

nichtsnutzigen Schlingel, dem Strohkopf, den sie mit der Equipage von Schloß Oberndorf hierher bestellt und der sie nun richtig wieder im Stich gelassen. Ein anderes Fuhrwerk, wie wir soeben gehört, war nicht zu beschaffen, und so war die Lage der Dame allerdings keine sehr behagliche. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, das Einspännerchen, das Eduard sich bestellt hatte, stand bereit, die Bahnwärter, denen die Dame mit vielen Achs und Ohs und wiederholten Verwünschungen auf das Haupt des pflichtvergessenen Heinrich ihr Leid geklagt, kratzten sich in dem Kopf und verloren sich achselzuckend einer nach dem andern, ihren Geschäften nachzugehen; die Dame aber schritt einsam auf dem Perron, focht mit dem Fächer in der Luft und wartete vergebens auf den Heinrich und die Equipage, von denen der eine so wenig von sich sehen ließ wie die andere.

Nun war die Dame allerdings nichts weniger als jung oder hübsch — wir brauchen sie nicht erst zu beschreiben, es war die uns wohlbekannte Tante Lucinde. Dieselbe hatte einen Besuch in der Nachbarschaft gemacht, zu welchem sie sich der Eisenbahn bedient; der schöne Heinrich sollte sie mit dem Wagen von der Station abholen, blieb aber aus, wir wissen nicht, ob aus mangelndem Respect vor Tante Lucinde, oder weil er vielleicht eben wieder zu lebhaft an die schwarze Nanni dachte und darüber die ihm ertheilten Befehle vergaß.

Aber wenn Tante Lucinde weder jung noch hübsch war, so wird es unserm Freunde, dem Poeten, der auch überdies von ihrem gräflichen Stande keine Kenntniß hatte, hoffentlich bei dem geneigten Leser um so mehr zur

Empfehlung gereichen, daß er sich nichtsdestoweniger ihrer Verlegenheit erbarmte; aus einzelnen Bruchstücken des Gesprächs, das sie mit den Bahnwärtern führte, hatte er wenigstens so viel erfahren, daß sie ebenfalls nach Schloß Oberndorf wollte, von ihrem Wagen aber im Stich gelassen war, und gutwillig und wohlwollend, wie wir Eduard kennen, war ihm dies Veranlassung genug, ihr einen Platz in seinem Einspännerchen anzubieten.

Nun gerieth Tante Lucinde zwar anfangs außer sich bei dem Gedanken und hatte nicht übel Lust, es als die schnödeste Beleidigung zu betrachten, die ihr angethan werden konnte, daß sie, Comtesse Lucinde Oberndorf, Cousine des regierenden Grafen Erdmann Oberndorf, mit einem fremden jungen Manne in einem Einspännerchen fahren sollte. Bei genauerer Ueberlegung jedoch und da der abscheuliche Mensch, der Heinrich, noch immer nichts von sich und der Equipage sehen ließ, während gleichzeitig dichte Regenwolken am Himmel emporstiegen, mußte sie sich gestehen, daß auf einem Einspännerchen zu fahren, und sollte es selbst neben einem fremden jungen Manne sein, noch immer besser war, als auf dem Perron sitzen oder sogar stehen bleiben, vereinsamt wie Lot's Weib, da es zur Salzsäule geworden, und vielleicht noch obenein naß zu werden. Nach einigem Zaudern und Sperren nahm sie daher den Antrag an, welchen Eduard, den dieser Anfang seiner oberndorfer Abenteuer in die muthwilligste Laune versetzte, ihr in wohlgekräuselten, echt candidatenhaften Redensarten gemacht hatte, und wenige Minuten später fuhr das ungleiche Paar auf und davon.

Natürlich konnte es während der Fahrt an gegenseitigen Erörterungen und Aufklärungen nicht fehlen; Tante Lucinde hätte nicht Tante Lucinde sein müssen, wenn sie ihrem jungen Gefährten nicht in der ersten Viertelstunde ihre gräfliche Herkunft mit sammt dem ganzen Stammbaum der Oberndorfe, Todte und Lebendige und sämmtliche Lehnsvettern bis zum vierzehnten Grade mit eingerechnet, mitgetheilt hätte. Aber sie hätte noch weniger als Tante Lucinde, nämlich gar kein Frauenzimmer hätte sie sein müssen, wenn sie nicht in noch kürzerer Zeit über das Was, Woher und Wohin ihres Reisebegleiters die vollständigste Auskunft erlangt und ihm alle Geheimnisse ausgequetscht hätte, die er nur irgend in sich verschlossen trug.

Nämlich, wie sich von selbst versteht, immer nur diejenigen Geheimnisse, die er ihr zu entdecken Lust hatte. Als Eduard schon nach den ersten Wechselreden dahinterkam, wer an seiner Seite saß, hatte er die außerordentlichste Mühe, den Uebermuth, der in hellen Flammen in ihm emporloderte, zu zügeln; einen deutlichern Wink, daß sie es gut mit ihm meinten, und daß sein Abenteuer den glücklichsten Ausgang nehmen würde, konnten die Götter ihm doch unmöglich geben, als daß sie ihm gerade diejenige Person zuführten, welche — dies hatte er ebenfalls in den ersten fünf Minuten herausgebracht — auf die Entschließungen des Predigers den wesentlichsten Einfluß ausübte. Noch immer dachte er dabei an nichts weiter als an ein rasch vorübergehendes Abenteuer; allein daß auch dies ihm vom Zufall so erleichtert ward, und daß er nun fast schon mit Gewißheit hoffen durfte, seine beiden Schö=

nen noch einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen — denn wer sie waren und daß sie sich augenblicklich in der That im Schlosse befanden, das alles und noch weit mehr hatte Tante Lucinde in ihrer Redseligkeit ausgeplaudert, bevor sie noch die erste halbe Meile Wegs zurückgelegt hatten — schon dies übertraf seine kühnsten Erwartungen und versetzte ihn in die heiterste Laune.

In dieser heitern Laune spielte er seine Rolle so vortrefflich, als ob er sich wochenlang darauf einstudirt hätte, oder vielmehr er spielte gar keine Rolle, er ließ sich nur einfach gehen in seiner harmlosen kindlich bescheidenen Weise. Tante Lucinde aber, die nicht mehr sehr daran gewöhnt war, Aufmerksamkeiten zu erfahren, am wenigsten von fremden jungen Männern, schlug den Ritterdienst, welchen der angebliche Candidat ihr erwiesen, so hoch an und faßte infolge dessen ein so günstiges Vorurtheil für ihn, daß es, noch bevor sie die Mitte des Wegs erreicht hatten, bereits eine festbeschlossene Sache bei ihr war: dieser Anton Feldner — wie er sich ihr gegenüber genannt hatte — und niemand anders sollte die Stelle als Vorleser und Gesellschafter im gräflich Oberndorf'schen Hause erhalten.

Auf dieser Mitte des Wegs begegnete ihnen denn endlich auch der schöne Heinrich mit der so ungeduldig erwarteten Equipage. Die Flut von Scheltworten, mit welchen die Gräfin den armen Burschen wegen seiner Versäumniß heruntermachte, gab Eduard einen eigenthümlichen Begriff von der christlichen Sanftmuth und Duldung, die auf Schloß Oberndorf herrschte. Doch hütete er sich wohl, seine Bemerkung laut werden zu lassen, vielmehr schrieb er sich alles, was er sah und hörte, fein

säuberlich hinters Ohr, ja er mußte ordentlich die Zähne aufeinander beißen, um nicht laut aufzulachen bei dem Gedanken, wie herrlich sich alles fügte und wie bereitwillig das Schicksal selbst ihm die Fäden in die Hand spielte.

Selbstredend wäre es gegen einen so liebenswürdigen jungen Mann, der sich so zuvorkommend bezeigt und dem Tante Lucinde bereits im stillen eine so wichtige Stellung im Hause der Oberndorfe zuertheilt hatte, sehr unhöflich gewesen, hätte sie ihn die Fahrt nach Oberndorf in seinem Einspännerchen allein fortsetzen lassen wollen. Der Einspänner wurde also zurückgeschickt, Eduard aber wurde eingeladen, den Rücksitz der gräflichen Equipage einzunehmen. Auf dem Rest der Fahrt beschäftigte Tante Lucinde sich hauptsächlich damit, dem jungen Manne die Pflichten seiner künftigen Stellung auseinanderzusetzen. Vor allem schärfte sie ihm die größte Devotion gegen ihren geistlichen Freund, den Prediger, ein; er sei es auch und zwar er allein, da man seinem erprobten Rathe vollständig vertrauen dürfe, der über Ertheilung der Stelle zu entscheiden habe, wobei sie indessen ziemlich deutlich zu verstehen gab, daß dieses alles entscheidende Orakel des Hauses wiederum nichts anderes verkünde, als was sie ihm zuvor eingeflüstert. Ueber Gräfin Franziska äußerte sie sich ziemlich oberflächlich, über die Gesellschafterin aber — dies also war jene Begleiterin gewesen, deren melodische Stimme solchen süßen Nachhall in Eduard's Seele erweckt hatte — ging sie mit wenigen kühlen, fast unfreundlichen Worten hinweg. Desto ausführlicher sprach sie vom Grafen Hubert und seiner unglücklichen Krankheit, wenn auch von letzterer nur in mysteriösen

Andeutungen, welche Eduard's Neugier um so mehr anstachelten und ihn um so begieriger auf die ihm bevorstehende Bekanntschaft machten.

Und so geschah es, daß Eduard — oder wie wir jetzt vielmehr sagen müssen: der Candidat Anton Feldner — in einer gräflichen Equipage, der Gräfin Lucinde gegenübersitzend, mit dem schönen Heinrich auf dem Kutschbock, in Schloß Oberndorf einfuhr, ein Omen, das er selbst vor wenigen Stunden noch für unmöglich gehalten hätte und das sich nun in kürzester Zeit aufs glänzendste an ihm bewähren sollte.

Achtzehntes Kapitel.

Zwischen zwei Feuern.

Konnte Tante Lucinde unter Umständen eine sehr leidenschaftliche und unversöhnliche Gegnerin sein, so war sie doch auch, wo sie sich einmal entschlossen hatte, die Sonne ihrer Gnade leuchten zu lassen, eine sehr eifrige und sorgsame Gönnerin; sie besaß in hohem Maße jenen unklaren und ungeregelten Thätigkeitstrieb, der unverheiratheten Damen in ihrer Lage eigen zu sein pflegt, und wandte denselben, je nach ihrer Laune, bald zum Guten, bald auch zum Uebeln an.

In Beziehung auf Eduard war das erstere der Fall. Sei es die unerwartete Höflichkeit, welche er ihr erwiesen, sei es sein gefälliges Aeußere und seine liebenswürdigen Manieren, sei es endlich auch blos das Verlangen, ihren Willen durchzusetzen und eine Angelegenheit, von der bereits soviel gesprochen und die so vielfach berathen war, schließlich nach ihrem Sinne zu entscheiden, genug, Tante Lucinde war fest entschlossen, den vermeintlichen Anton Feldner zur Würde eines gräflichen Vorlesers zu erheben

und damit, wie sie meinte, das Glück des jungen Mannes zu machen. Daß dies Glück eigentlich von etwas zweideutiger Beschaffenheit war, ja daß es für einen jungen Mann von einigermaßen selbständigem Sinne, mit jenen Ansprüchen, welche die Jugend an das Leben zu machen pflegt, sogar etwas Abschreckendes haben mußte, vielleicht seine besten Jahre in der Einsamkeit dieses Schlosses als Gesellschafter eines alten gemüthskranken Mannes — denn darauf war es doch im Grunde abgesehen — zu vertrauern, das alles sagte die Cousine sich allerdings selbst. Doch kennen wir ja auch bereits ihre Ansichten über menschliches Glück und menschliche Bestimmung, und so konnten diese Erwägungen nur dazu dienen, ihren Eifer für den jungen Mann, der sich so plötzlich zu ihrem Günstling emporgeschwungen hatte, wenn auch freilich so ziemlich ohne sein Zuthun, immermehr zu erhöhen.

Zwar die Wahrheit zu sagen, hätte es dieses Eifers kaum bedurft; die Natur hatte unserm jungen Freunde einen sehr kräftigen Empfehlungsbrief ausgestellt, und die natürliche Anmuth und Bescheidenheit, mit welcher er sich desselben bediente, erwarb ihm unwillkürlich das Wohlwollen aller, mit denen er in Berührung kam. Durch Tante Lucinde's Vermittelung war ihm ein Gastzimmer im gräflichen Schlosse eingeräumt worden; es schien zweckmäßig, bevor man in ein bindendes Verhältniß trat, sich erst gegenseitig kennen zu lernen, und Eduard, der ja nichts weiter begehrte, als nur einige Tage in der Nähe der fremden jungen Schönen zu leben, ließ sich diese Prüfungszeit gern gefallen.

Aber aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen

Monate, und unvermerkt, ohne selbst recht zu wissen, wie es gekommen, sah Eduard sich mit allen Rechten und Pflichten eines Gesellschafters und Vorlesers im gräflich Oberndorf'schen Hause bekleidet; es war das Recht der vollendeten Thatsache, das ja im heutigen Weltlauf überhaupt so mächtig ist und das selbst von den größten Potentaten der Erde anerkannt wird. — Eine eigentliche Prüfung seiner Papiere hatte dabei gar nicht stattgefunden, wie er sich denn überhaupt gleich in den ersten Tagen überzeugte, daß es mit der überschwenglichen Frömmigkeit, welche jenes Zeitungsinserat zur Schau trug, gar nicht so ernstlich gemeint war; es war das offenbar nur eine Redeblume gewesen, eine jener salbungsvollen emphatischen Phrasen, in denen Tante Lucinde sich gefiel und die der Prediger dann, aus dessen Feder auch jene Anzeige geflossen war, getreulich nachhallte.

Dieser Prediger war denn auch die einzige Person in dem gräflichen Kreise, welche unserm Freunde mit einer gewissen mistrauischen Befangenheit entgegentrat; vielleicht witterte seine geistliche Spürnase den heimlichen Ketzer, vielleicht war es aber auch nur die natürliche Abneigung, mit welcher er den Mann betrachtete, der in einiger Beziehung bestimmt war sein Nachfolger zu werden.

Andererseits indessen waren die Pflichten, welche jetzt auf den neuen Ankömmling übergehen sollten, dem Prediger selbst dermaßen zur Last geworden, daß er froh war, derselben enthoben zu werden. Wir haben früher gehört, wie sauer der fromme Mann es sich hatte werden lassen, festen Fuß im gräflichen Hause zu fassen. Jetzt, da er sein Ziel erreicht hatte, da sein Schüler und Zög=

ling, Baron Albert, allgemein als erklärter Bräutigam der Gräfin Franziska und damit als künftiger Erbe des Majorats galt, da er selbst anerkannt war als unentbehrlicher Vertrauter und Rathgeber der gräflichen Familie in allen wichtigen Angelegenheiten, ja da ihm durch Tante Lucinde die sichere Aussicht auf ein nahes häusliches Glück eröffnet war, das er zwar aus schuldiger Rücksicht auf seine Gönnerin vielmehr als ein Kreuz auf sich zu nehmen schien, nach dem er jedoch in Wahrheit mit allen Fibern seiner nichts weniger als entsagungsstarken Natur schmachtete — jetzt wollte er endlich auch die Früchte seiner Arbeit genießen, und so war es ihm denn im Grunde seines Herzens ziemlich gleichgültig, welcher junge Thor die köstlichsten Jahre seines Lebens opfern würde, um einem blödsinnigen Greise die Zeit zu vertreiben. Wie wir uns erinnern, beabsichtigte man, Graf Hubert in ein südliches Klima zu schicken, weniger weil man sich irgendeine Besserung seines Zustandes davon versprach, als weil der alte kranke wunderliche Mann offenbar keine passende Gesellschaft war für das junge Ehepaar, das nun bald auf Schloß Oberndorf seinen Sitz aufschlagen sollte. Mit Franziska's Vermählung hörte natürlich auch die Stellung auf, welche Elise bisher im gräflichen Hause bekleidet hatte; dem jungen Mädchen mußte eine Versorgung geschafft werden, und Tante Lucinde glaubte den trefflichsten Ausweg von der Welt gefunden zu haben, indem sie Elisen zur künftigen Frau Predigerin designirte.

Der Entschluß war ihr nicht ganz leicht geworden. Denn wie der Leser ohne Zweifel bemerkt haben wird, empfand Tante Lucinde selbst eine gewisse zärtliche

Neigung für ihren geistlichen Freund; so seraphisch das Verhältniß beider sich vor den Augen der Welt gestaltete, so hatte es ihm doch, wenigstens in frühern Jahren, nicht ganz an jenen irdischen Wallungen gefehlt, welche, wie die Spötter wissen wollen, den wahren Reiz und die eigentliche Würze solcher Verhältnisse zu bilden pflegen. Das war nun vorüber und mußte vorüber sein, da Gräfin Lucinde allerdings viel zu gut wußte, was sie ihren Ahnen schuldig, als daß sie an eine dauernde Verbindung mit dem Prediger hätte denken können. — Elise selbst, ihre Wünsche und Neigungen kamen bei dem Ganzen nicht in Anschlag, wenigstens nicht bei Tante Lucinden. In ihren Augen war Elise ein armes Mädchen ohne Aussichten und Mittel, das von fremder Leute Gnade lebte und es daher als ein großes Glück zu betrachten hatte, wenn es dereinst die Frau eines so würdigen und vortrefflichen Mannes ward. Und wenn Elise sich nun auch an der Seite des Predigers nicht glücklich fühlte, ja wenn der Prediger selbst an der Seite seiner Gattin nicht die volle Befriedigung fand, auf die er vielleicht gehofft hatte, nun so war auch das ein Posten, der ganz gut in Lucindens Berechnungen paßte . . .

Jedenfalls war die Aussicht auf Elisens Hand für Lucinden eine mächtige Fessel, den Prediger in einer gewissen Abhängigkeit zu erhalten und ihn ihren Planen und Wünschen geneigt zu machen. Auch in Beziehung auf den angeblichen Herrn Feldner gab diese Rücksicht den Ausschlag; nachdem Gräfin Lucinde sich so entschieden zu Gunsten desselben erklärt hatte, wagte der Prediger nicht mehr einen Widerspruch zu erheben.

Graf Erdmann, seiner verschlossenen ablehnenden Natur gemäß, verhielt sich zu der ganzen Angelegenheit ziemlich passiv; er betrachtete die Anstellung eines Mannes, der etwas Leben in die meistentheils so öde und freudlose Geselligkeit des gräflichen Hauses bringen sollte, als eine Sache, welche nur die Weiber anging (wie er sich in seiner derben Weise auszudrücken pflegte), und nur insofern dabei auch an einen Gesellschafter und Reisebegleiter für den kranken Hubert gedacht ward, ließ er sich herbei, die Person des Bewerbers einer nähern Prüfung zu unterwerfen.

Und auch diese Prüfung fiel zu Eduard's Gunsten aus. Der Graf liebte solche klare heitere Gesichter, wie die Natur unserm jungen Freunde mitgegeben hatte; auch daß er kein Duckmäuser war, kein pietistischer Kopfhänger — denn die frommen Duette, welche Lucinde und der Prediger anzustimmen pflegten, waren im Grunde nur sehr wenig nach Graf Erdmann's Geschmack — auch das gefiel ihm, und so gab er gern seine Zustimmung, als sowol der Prediger wie Tante Lucinde in ihn drangen, den jungen Mann als Gesellschafter in sein Haus aufzunehmen.

Von entscheidender Wichtigkeit war dabei, daß auch Franziska und Elise sich mit dieser Wahl einverstanden erkärten. Namentlich auf das klare ruhige Urtheil der letztern gab der Graf große Stücke, wie sie denn überhaupt mit ihrer gleichmäßigen Heiterkeit und ihrem klaren kindlichen Wesen seinem Herzen fast näher stand als die eigene Tochter, deren leidenschaftliches Temperament und wechselnde Laune ihm manchen stillen Kummer

bereitete. Graf Erdmann selbst hatte ein düsteres, launenhaftes Gemüth, aber ebendeshalb wünschte er heitere und harmlose Menschen um sich zu haben; es peinigte ihn, in den düstern, verdrossenen Gesichtern seiner Umgebung gleichsam ein Spiegelbild seiner eigenen Stimmung zu erblicken.

Und in der That war nun mit Eduard gewissermaßen ein neuer Geist in das Schloß eingezogen. Die erhöhte Stimmung, in welcher Eduard selbst sich befand, und die durch das so über alle maßen glückliche Gelingen seines Abenteuers nur noch gesteigert ward, theilte sich unwillkürlich seiner Umgebung mit. Eduard las vor, er erzählte, er hatte tausend kleine Schwänke und Geschichten in Bereitschaft, wie sie einem jungen Manne seines Alters natürlich sind, und die Naivetät und Anspruchslosigkeit, mit der er dieselben vortrug, diente nur dazu, den günstigen Eindruck, den seine Anwesenheit hervorbrachte, zu erhöhen.

Ganz besonders angenehm wirkte diese erhöhte Stimmung und dies vermehrte geistige Interesse, welches Eduard um sich verbreitete, auf die junge Comtesse; ihr reger leidenschaftlicher Geist hatte die düstere Einförmigkeit, die bisher in dem väterlichen Hause geherrscht, am lebhaftesten empfunden, und so mußte auch die Zerstreuung, die mit dem Candidaten ins Haus gekommen war, ihr am willkommensten sein. Franziska war jener vornehme Takt, der mit den geselligen Rücksichten spielt, ohne sie doch jemals ganz aus den Augen zu setzen, angeboren; sie konnte sich den wunderlichsten Launen hingeben und die übermüthigsten Streiche ausüben, ohne daß sie doch

jemals aufhörte, die geborene Gräfin, die Tochter des reichsten und angesehensten Edelmanns im Lande zu sein.

Das äußerte sich nicht nur in ihrem persönlichen Auftreten, auch in ihren Ansichten und Urtheilen waltete derselbe verwegene Trieb, der mit dem Leben nur spielt und der sich, ewiger Aufregung bedürftig, begierig von einem Extrem in das andere stürzt. — Wie wenig Gräfin Franziska mit ihrer Tante harmonirte, und wie wenig sie namentlich die frommen Neigungen und Liebhabereien derselben theilte, haben wir bereits gesehen. Aber auch in politischer Hinsicht war Franziska von einem Geist des Uebermuths und des Widerspruchs beseelt, der sie nicht selten zu den wunderlichsten Uebertreibungen veranlaßte. Unsere Geschichte spielt, wie der Leser sich erinnert, in der Zeit zunächst vor der großen Märzbewegung; die Politik lag damals gleichsam in der Luft, und auch unsere jungen Damen debattirten eifrig über Liberalismus und Absolutismus, Constitution und ständische Gliederung, Preßfreiheit und Volksrechte, und wie die Stichworte jener Zeit weiter hießen.

Nun war Gräfin Franziska im Grunde ihres Herzens eine so gute Aristokratin, wie es nur irgendeine geben konnte; sie war eine richtige Oberndorf, damit ist alles gesagt. Allein beherrscht von einem Geist des Widerspruchs, der bei ihr allerdings nur dazu diente, die innere Oede und Leere auszufüllen, gefiel sie sich darin, den politischen Freigeist zu spielen und mit beredten Worten die Sache des Volks, oder was sie dafür hielt, zu vertheidigen. Vielleicht war daran auch der Umstand mitwirkend, daß Vetter Albert im Gegentheil ein vollendeter

Junker war, der für alles, was nicht zur Fahne der strengsten politischen Rechtgläubigkeit schwor, nur Spott und Schmähreden hatte. Bei dem tiefen Gegensatz der beiden Naturen war dies für Franziska Veranlassung genug, die entgegengesetzte Partei zu ergreifen; je mehr Baron Albert sich zum Vertheidiger von Thron und Altar (wie schon damals die beliebte Redensart lautete) berufen glaubte, je lauter schwärmte Franziska für Volk und Freiheit. — Graf Erdmann pflegte auf derartige Gespräche gar nicht zu achten, für ihn standen die Vorrechte des Adels und deren Unverletzlichkeit so fest, daß er jedes Wort, das er darüber noch hätte wechseln wollen, für verloren hielt; er war ein Edelmann durch und durch, und eben weil er dies war, so kam das Recht des Adels zu herrschen und die Pflicht des Volks zu gehorchen bei ihm gar nicht erst in Frage.

Anders verhielt es sich mit unserm jungen Freunde. Unbekannt mit der Welt wie er war, hatte er von einem Wesen wie Franziska bisher gar keine Ahnung gehabt. Zuerst war es nur ihre Schönheit und das Majestätische ihrer äußern Erscheinung gewesen, was ihn bezaubert; jetzt entdeckte er, daß diese großartige, diese wahrhaft souveräne Schönheit auch von einem ebenso großartigen, souveränen Geiste beseelt war. Eine Gräfin, die für die Freiheit schwärmte, die Tochter eines Majoratsherrn, die auf die Seite des Volks trat, welche Erscheinung! Und wie glücklich Eduard, daß er sich in den Strahlen dieser Sonne wärmen durfte! Daß Franziska dabei im Grunde nach der Freiheit so wenig fragte wie nach dem Volke, und daß, wenn sie die Sprache der damaligen liberalen

Opposition zu der ihren machte, sie dabei in der That nur ihrer nächsten Umgebung opponiren wollte, das ahnte, das merkte der gute Schwärmer nicht; er nahm alles für baare Münze und verehrte Franziska mit einer Inbrunst und einer Begeisterung, als wäre die Göttin der Freiheit selbst in ihr Fleisch und Bein geworden. Ja und da er sich nun eines Tags gestattete, ihr ein Heftchen seiner eigenen Lieder in die Hand zu spielen, natürlich ohne daß sie die leiseste Ahnung von seiner Verfasserschaft hatte, und da auch diese Lieder ihren vollen Beifall fanden, wer war jetzt glücklicher als Eduard und mit welchem Könige hätte er noch getauscht! Es war ein echtes Poetenleben, das Eduard führte; oft in der Stille der Nacht fuhr er von seinem Lager in die Höhe und mußte sich selbst anfassen, um sich nur zu überzeugen, daß er es war, er, der arme weggejagte Candidat, der ausgewiesene Dichter, der Sohn des Dorfs, der Namenlose, Verschollene, der jetzt diese halcyonischen Tage verlebte im Kreise der vornehmsten Gesellschaft, von allen Annehmlichkeiten des Wohlstandes umgeben, unter den Augen der schönsten, der liebenswürdigsten Frauen!

Denn so mächtig auch Franziska's flammendes Gestirn auf die leichtbewegte Seele des jungen Dichters wirkte, so hatte auch Elisens glanzlosere, aber nicht minder anmuthige und liebenswürdige Erscheinung darum nichts von dem Zauber verloren, mit welchem sie ihn gleich bei der ersten Begegnung, damals in dem halberleuchteten Gastzimmer des Rothen Löwen, berührt hatte. Es war ein ganz anderer Verkehr, den er mit Elisen unterhielt, aber darum ein nicht minder angenehmer und wohlthuender.

Mit der jungen Gräfin politisirte, debattirte und kritisirte er, mit Elisen sprach er von seiner Kindheit — und da er ja mit Anton, dessen Namen er jetzt führte, ganz dieselben Jugendschicksale getheilt hatte, so brauchte er dabei wenigstens nichts zu erfinden und nichts zu verschweigen — von den Wundern der Natur, der Pracht und Größe der Schöpfung, ach und auch von den Räthseln und Irrgängen des menschlichen Herzens, für die sie ja in dem armen geisteskranken Grafen Hubert ein so erschütterndes Beispiel in nächster Nähe hatten. Es waren sehr behagliche, sehr genußvolle Stunden, die er auf diese Weise mit Elisen verlebte, in dem kleinen Thurmgemach, das dem kranken Grafen oben im Schlosse eingeräumt war, und wo auch Elise, als treue Pflegerin, den größten Theil des Tags verbrachte. Oft, mitten in der geistsprühenden Unterhaltung mit der Gräfin Franziska, fast versengt von den heißen, lodernden Strahlen ihres stolzen Auges, empfand er eine tiefe Sehnsucht nach Elisen; wie uns an einem heißen schwülen Tage nach einer stillen kühlen Quelle verlangt, so sehnte er sich, mitten in der Aufregung, in welche Franziska's zauberhafte Nähe ihn versetzte, einen Blick zu thun in die klaren kindlichen Züge ihrer Freundin und einen Ton dieser vollen silberhellen und dabei so weichen, so innigen Stimme zu vernehmen.

So stand unser Freund — er selbst konnte es sich nicht verbergen — zwischen zwei Feuern; das Schlimmste aber war, daß in der Stille noch ein drittes an ihm zehrte, das minder süß, minder wohlthuend war.

Das war die Glut der Reue, die ihn innerlich nagte über die leichtfertige Art, wie er sich in diesen Kreis

eingeführt. Vergeblich sagte er sich, daß es ja gar nicht seine Absicht gewesen, hier zu bleiben, und daß er nur gleichsam dem Zwang der Verhältnisse nachgegeben; was ihm bei seiner Ankunft nur als ein harmloser Scherz, ein lustiges Abenteuer erschienen, das wollte sich ihm jetzt mitunter als eine schnöde Unredlichkeit und ein strafbarer Bruch des Vertrauens darstellen. Unzähligemal war er drauf und dran, dem Grafen, der ihn mit immer gleicher Güte behandelte und vor dem er trotz seiner Wunderlichkeiten eine aufrichtige Ehrfurcht empfand, seinen Namen zu bekennen und die wahre Sachlage zu enthüllen. Aber jedesmal, wenn er im Begriff stand, den oft gefaßten Vorsatz auszuführen, erschien ihm sein Versehen so groß, sein Uebermuth so unverzeihlich, daß ihm der Muth fehlte, ihn einzugestehen; der Graf, meinte er, der ihn mit so edler Gastfreundschaft bei sich aufgenommen, müßte sich ja aufs tiefste von ihm gekränkt fühlen und könnte ihn unmöglich länger in seinem Hause dulden. Ach und dieses Haus zu verlassen, sich selbst zu verbannen aus der Nähe dieser lieblichsten Wesen, die seine ganze Seele in süße Trunkenheit versenkten, dazu hatte er ja nicht mehr die Kraft, nicht mehr den Muth . . .

Zu andern Zeiten dann wieder, je nachdem seine Stimmung wechselte, erschien sein Vergehen ihm höchst unbedeutend, ja er schalt sich selbst einen Hypochonder, daß er sich um einer so geringfügigen Ursache willen die schönen Tage so nutzlos verbitterte. Hatte er wirklich ein Unrecht begangen, indem er sich unter fremdem Namen in Schloß Oberndorf einführte, so hatte er dies Unrecht

längst wieder gut gemacht durch den treuen aufrichtigen Eifer, mit welchem er sich dem Dienst der gräflichen Familie widmete; war ihm die Erinnerung an seinen Eintritt peinlich, so konnte er doch auf den Aufenthalt selbst mit gutem Gewissen und wohlverdienter Befriedigung zurückblicken. Unter einem geschickt ersonnenen Vorwand hatte er gleich in den ersten Tagen jede baare Vergütung abgelehnt, oder doch in eine ungewisse Zukunft hinausgeschoben; daß aber das Stück Brot, das er an der Tafel des Grafen aß, nicht unverdient war, das hätte ihm selbst der Neid nicht abstreiten können. Er hatte dem gräflichen Hause wirklich genutzt, er hatte Heiterkeit und Freude verbreitet, wo bis dahin nur dumpfe Langeweile geherrscht hatte; und wäre es nichts weiter gewesen, als daß er ein wenig Abwechselung in das Leben der beiden jungen Frauenzimmer gebracht, so schien ihm schon das kein ganz unwürdiger Beruf, sogar eine kleine Täuschung schien ihm kein zu theuerer Preis dafür. Aber auch dem Grafen hatte er Gelegenheit gehabt manche kleine Besorgung abzunehmen und in manchen praktischen Dingen hülfreich zur Hand zu gehen; sehr wahrscheinlich hätte jeder andere Beamte des gräflichen Hauses die Sache ebenso gut besorgt, das aber durfte er sich wenigstens sagen, daß er sie nicht schlechter gemacht, sodaß also das Interesse des Grafen unter seiner Dienstleistung wenigstens nicht gelitten hatte.

Nicht minder günstig hatte sich Eduard's Verhältniß zu dem kranken Grafen Hubert, dem „Herrn“, wie er in der gräflichen Familie genannt ward, gestaltet, nämlich soweit bei der unseligen Geisteszerrüttung, welche Hubert

gefangen hielt, von einem Verhältniß zu ihm überhaupt die Rede sein konnte. Hubert hatte gewissermaßen nur noch ein Medium, durch das er mit der Welt in Verbindung stand, und das war Elise, seine immer freundliche, immer geduldige Pflegerin; wer Elisen wohl wollte, der war auch dem Grafen Hubert genehm, wer ihren Beifall fand, mit dem befreundete auch er sich. — Zwar den kranken Grafen nach Italien zu begleiten, wie es eigentlich im Plane lag, konnte Eduard aus mancherlei Gründen sich nicht entschließen; der wichtigste war, daß er überhaupt an die Zeit nicht denken mochte, wo er nicht mehr im Schlosse sein, nicht mehr im täglichen Gespräch mit Franziska seine Seele berauschen würde, um in dem ruhigen Verkehr mit Elisen sich selbst wiederzufinden und zu sammeln.

Dagegen hatten seine Beziehungen zur Gräfin Lucinde, seiner frühesten und wirksamsten Gönnerin, im Laufe der Zeit allerdings etwas an Wärme verloren; der genaue Verkehr, in dem er mit den jungen Damen des Hauses stand, erregte ihr zuweilen eine Art von Eifersucht und ließ sie es mitunter fast bereuen, den Candidaten auf sein bloßes ehrliches Gesicht hin so warm empfohlen, so kräftig unterstützt zu haben. — Der Prediger hielt sich diplomatisch vorsichtig wie immer. Baron Albert aber, der freilich in dieser Zeit nur wenig im Schlosse war, ignorirte den jungen Gelehrten völlig; für ihn fing, nach einem bekannten Ausspruch, der Mensch erst bei dem Baron an, wie hätte er sich denn sollen um einen Candidaten der Theologie bekümmern, der als „Magister" im Hause seines künftigen Schwiegervaters fungirte?!

Um inzwischen keine ihm theuere Pflicht zu versäumen, hatte Eduard auch einigemal an seine Mutter geschrieben; er hatte ihr wiederum nur im allgemeinen sein Wohlbefinden gemeldet und sie ersucht, etwaige Mittheilungen — denn er wußte schon, daß das Briefschreiben die starke Seite seines Mütterchens nicht war — unter der Adresse seines Freundes Anton an eine Buchhandlung in der Nähe zu senden, durch deren Vermittelung er sie sicher erhalten würde. Es konnte dies in den Augen der Mutter nichts Auffallendes haben, da sie ja seine intimen Beziehungen zu Anton kannte. Auch Briefe von Anton selbst sollten ihm auf demselben Wege zugehen; doch wartete er noch immer vergeblich auf Nachricht von dem fernen Freunde.

So hatte er, wenigstens seiner Meinung nach, alles gethan, sich für die nächsten Monate ein ruhiges und gemächliches Dasein zu bereiten; er wollte den Becher des Glücks, den ihm sein Schicksal so unvermuthet dargeboten, ja den es ihm gleichsam aufgedrängt hatte, vollständig leeren bis auf den Grund, unbekümmert um das, was nachkommen würde.

Allein so groß ist die Macht des Gewissens, oder sagen wir besser, so groß und so unverwüstlich ist der Einfluß einer von Hause aus gesunden und unverdorbenen Natur, daß Eduard bei alledem zu keiner rechten Ruhe gelangen konnte; mitten in der anmuthigsten Umgebung, unter den schönsten und reinsten Genüssen, nagte ihn das Bewußtsein eines geheimen Unrechts. Lache ihn nicht aus, geneigter Leser, noch weniger zürne ihm, daß er das Rechte fühlt und doch zu schwach ist, es

auszuführen; dies Los ist, einer sichern Erfahrung zufolge, ein sehr verbreitetes auf Erden, wenn auch die wenigsten von uns es sich selber eingestehen. Es war wenig, sehr wenig, was Eduard zu seinem vollen Glücke fehlte, aber dies Wenige war genügend, ihm den ganzen Nektar seiner Freude in Galle zu verwandeln. Dem armen Schlemiehl fehlte nichts als sein Schatten — was kann wesenloser, was nichtiger sein als ein Schatten?! Und dennoch ging er darüber zu Grunde. Unserm Eduard fehlt nichts als sein Name, und doch kann er keine Ruhe finden — bedauere ihn, geneigter Leser, aber verdamme ihn nicht!

Ende des zweiten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

verzuflüchten, ward. Bei ihr, einer höhern Erscheinung zufolge, ein [illegible] auf Erden, wenn auch die [illegible] nun was sie sich selber eingebildet. So war [illegible], [illegible] und Eduard zu seinem hohen Glück fehlte, aber die [illegible] war geeignet, ihm den ganzen [illegible] seines [illegible] in Glück zu verwandeln. Der arme Schulmeister hatte nichts als sein [illegible] — war sein [illegible] und niedriger sein als ein Schatten?] Und dennoch ging er darüber zu Grunde. Unserm Eduard fehlte nichts als sein Name, und doch kann er keine Ruhe finden — bedauert ihn, geneigter Leser, aber verdammt ihn nicht!]

Ende des zweiten Theiles.

Druck von [illegible]